

*Erinnerungen  
an Johann Georg Fischer*

Hermann von Fischer

50546.36.20

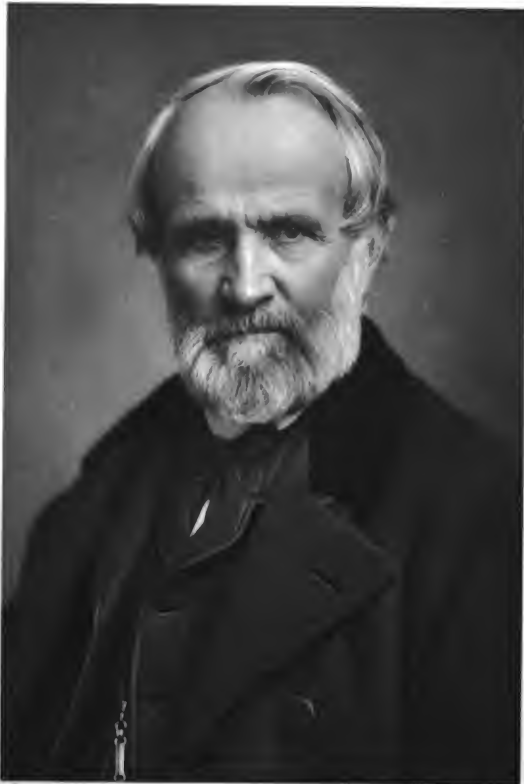
Harvard College Library



FROM THE FUND OF  
FREDERICK ATHEARN LANE  
OF NEW YORK  
(Class of 1849)







*H. Brandseph phot., Stuttgart.*

*Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.*

*J. G. Löffler,*

Erinnerungen

9 59

an

Johann Georg Fischer

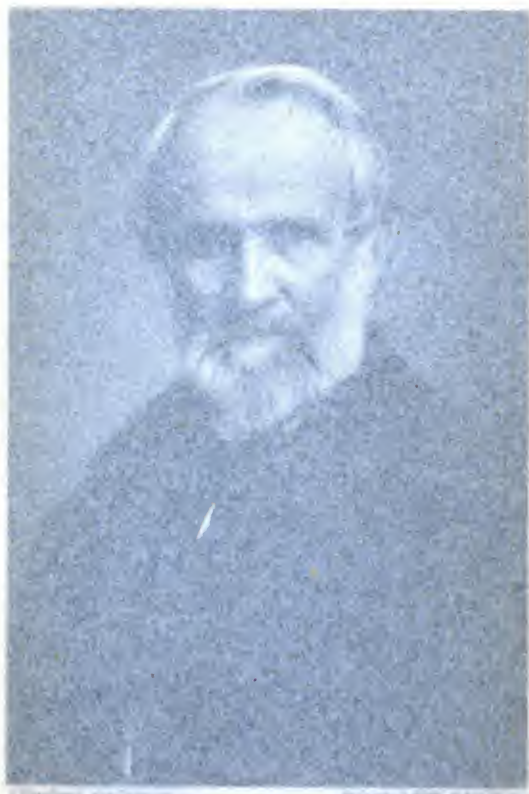
von

Hermann Ocher.

Mit einem Porträt von G. Fischer.

Dübingen, 1897.

Verlag der v. L. v. Pöschel'schen Buchhandlung.



*J. G. Latham*

Erinnerungen

an

9 57

Johann Georg Fischer

von seinem Sohne

Hermann Fischer.

Mit einem Porträt in Heliogravüre.

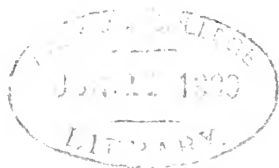
---

Lübingen, 1897.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.



505 ~~4~~ 6.36.20  
4



Lane fund

Druck von G. Laupp jr. in Tübingen.

Wenn ich als Sohn es unternehme, auf diesen Blättern das Leben meines Vaters zu erzählen, so bitte ich, daß man darin nichts anderes erkenne als den Wunsch, seinen Freunden und denen, die ihn kennen lernen möchten, ein möglichst getreues Bild des Mannes zu geben. Ich kann ja das eine wenigstens behaupten, daß Niemand unter den Lebenden ihn so genau gekannt hat wie ich; und ich habe in den Wochen nach seinem Tode, beim Durchsuchen seiner Papiere, unter denen manches aus der Ferne von über dreißig Jahren mich ganz rührend bekannt und vertraut angesehen hat, recht oft Gelegenheit gehabt, meine Gedanken in alten Zeiten sich ergehen zu lassen und „noch einmal die alten grünen Pfade der Erinnerung zu wandeln“. Aber alles war mir weder bekannt noch auch gegenwärtig; denn der Verstorbene, der das Gegenteil eines sich selbst beschauenden Bedanten oder Hypochonders war, hat außer einer kurzen Lebensskizze, die 1888 im vierten Bande der „Deutschen Dichtung“ erschienen ist und aus der ich manches anzuführen haben werde, lediglich nichts Autobiographisches hinterlassen. Die Gefälligkeit anderer hat hier ausgeholfen, und ich darf sagen, daß das, was ich hier gebe, so vollständig als möglich und durchaus urkundlich gesichert ist, im Gegensatz zu einzelnen falschen Angaben, die sich schon zu seinen Lebzeiten in biographische Darstellungen eingenistet haben. Ich halte es nicht für die Sache des Sohnes, eine zusammenhängende

#### IV

---

litterarhistorische Würdigung des Vaters zu versuchen; aber ich bin doch wohl mehr als die meisten andern im Stande, seine Werke, deren Entstehen ich zur ganzen Hälfte bewußt mit erlebt habe, aus der Zeit und der Seele des Dichters zu erklären, und so habe ich auch sie mit behandeln wollen. Ob es mir gelungen ist, die zarte Linie der ganz besonders mir gebotenen Objektivität einzuhalten, das muß ich andern überlassen zu beurteilen; gewollt habe ich es.

---

Johann Georg Fischer ist am 25. Oktober 1816 in dem protestantischen Marktflecken Groß-Süßen an der Fils geboren worden. Es ist der nordwestlichste Ort des alten Ulmischen Gebiets, katholische Orte reichsritterchaftlicher und protestantische altwürttembergischer Herkunft grenzen unmittelbar an; und ich meine fast, diese neuwürttembergische Herkunft sei für meinen Vater immer charakteristisch geblieben: obgleich er seine beiden Frauen später aus altwürttembergischen Familien geholt hat, ist er doch mit den Traditionen des Stuttgarter Beamtentums und seiner Oligarchie niemals in irgend eine Fühlung gekommen. Süßen liegt sehr freundlich und fruchtbar in einer Niederung, die in nicht weitem Abstand von den äußersten Bergen und Vorbergen der Alb im Halbkreis umschlossen ist; mehrere Thäler münden zusammen, und der Wechsel von Höhe und Fläche stellt sich so reizvoll dar wie selten an einem Orte des Albtraufs. Ein empfängliches Gemüt konnte da Nahrung schöpfen. Und es war auch eine geistig regsame Familie, aus der mein Vater stammte; einfache, ja arme Leute, von denen doch mehrere es zu bedeutendem Ansehen im Orte

und zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht haben, verharrend in bäuerlicher Sitte und Solidität und doch im Stande, darüber hinaus zu greifen. Der Großvater meines Vaters, Gustav Fischer, 1759—1817, war ein Weber und stammte aus dem Ort; aber seine Frau Marie war die Tochter eines Zieglers Jakob Staudenmaier, der aus Oesterreich zugewandert war. Die Mischung ist geglückt. Dem Weber wurden im ganzen zehn Kinder geboren und mehrere seiner Söhne sind etwas Rechtes geworden. Einer hat es zum Schultheißen in Süßen gebracht, ein anderer ist als Schreiner nach Frankreich gegangen und hat in Saumur eine Klavierfabrik errichtet; der jüngste, nur zehn Jahre älter als mein Vater, diente bei der Artillerie, hat viel gelernt, ist Bürgermeister im Heimort geworden und war meinem Vater und mir noch lange Jahre ein stets wohlwollender Oheim, voll freundlichen Ernstes und reifer Klugheit; am 12. Juni 1882 ist er hochbetagt gestorben und von der Verehrung des ganzen Dorfs zu Grabe geleitet worden. Der älteste aber, Johann Georg, am 10. Juni 1790 geboren, war mein Großvater. Er wurde Zimmermann, und was ich mündlich und schriftlich, aus prosaischen und poetischen Aeußerungen von meinem Vater über ihn weiß, läßt mir den Vergleich mit dem Vater des grünen Heinrichs nicht allzu kühn erscheinen: nüchtern und fleißig nach Bauernart, aber dabei nachdenklich, wegsinnend über das vor Augen liegende, mit einer Falte des Poeten um die Stirn — „sinnig“ hat man früher dafür gesagt. Er war bemüht, den Sohn etwas Ordentliches lernen zu lassen, nicht nur

in der Schule, sondern auch nebenher etwas Latein und Singen, besonders aber suchte er auch durch persönliche Einwirkung ihm den Blick über den engen Kreis des banau-  
fischen Berufs hinaus zu wecken. Die Liebe zur Natur, jenen ihm ganz eigenen fast erotisch gemahnenden Drang nach ihr hat er vom Vater gehabt, der ebenso gerne auf dem höchsten Balken eines neugezimmerten Hauses stand, von dem sich nach dem Wald hinüber sehen ließ, wie der Sohn noch im späteren Mannesalter mit Wonne auf dem Kirchenturm stand und sich am Glockenseil schwang. Aber auch die zärtliche Neigung für das Rührende in der Natur ist väterliches Erbteil gewesen. Mein Vater ist nicht müde geworden zu erzählen, wie er als ganz kleiner Kerl, während sein Vater an der Arbeit war, das erste Amselneſt entdeckte und der Vater, zuerst ungläubig, dadurch zu Thränen gerührt wurde. Aber es war dem braven Manne nur ver-  
gönnt, den Sohn ein klein wenig über die Schwelle der Schule zu geleiten. Eine Erkältung im Beruf raffte ihn schon am 29. Mai 1826 mit sechsunddreißig Jahren hinweg; seine letzte Mahnung an den Knaben soll gewesen sein, er solle sich unterscheiden lernen. Er hinterließ seiner Witwe außer dem Erstgeborenen, der die Aufregung des Begräbnis-  
tages dazu benutzte, auf einen Zwetschgenbaum zu steigen und das Bein zu brechen — es wurde aber vollkommen geheilt und im Klettern war er noch später sehr gewandt —, noch einen zweiten Sohn Jakob, 1819 geboren, der später in seines Oheims Spur nach Frankreich gieng und in Paris um 1867 gestorben ist. Meines Vaters Mutter Anna Ka-

tharine, geborne Cramer, war zehn Jahre älter als der Vater, mit dem sie nach dem Zeugniß des Sohnes in glücklichster Ehe gelebt hat. Sie war kränklich und mußte sich hart sein und den Pfennig zusammenhalten, eine Kunst, in der mehrere andere Weiber der Verwandtschaft ganz Unglaubliches geleistet haben; das Vermögen war sehr knapp und sie mußte sich durch Nähen Brot erwerben. Auch sie hat ihren ersten Sohn, der immer nur mit der größten Pietät von ihr gesprochen hat, wacker erzogen, sie hat ihn noch ins Leben hinaus schicken dürfen, aber nur die dürftigen Anfänge seiner öffentlichen Laufbahn erlebt, denn sie starb, fast auf den Tagzweiundsiechzig Jahre vor ihm, am 5. Mai 1835. Tüchtigkeit und Fleiß konnte der Sohn von beiden Eltern lernen; die eigentliche Richtung des Geistes, das poetische Talent scheint hier einmal vom Vater ererbt gewesen zu sein.

Der Knabe wuchs also in sehr einfachen Verhältnissen auf und mußte sich nach der Decke strecken. Das ist ihm nicht schlecht bekommen, denn jene äußerste Bettelarmut, die den Körper siech macht, ist auf dem Lande nicht bekannt. Er war meistens gesund, wenn auch heftige Fieberkrankheiten ihn zu manchen Zeiten seines Lebens geschüttelt haben; die Zugabe feinerer Organismen, nervöse Reizbarkeit, machte sich in der Jugend und noch in den mittleren Jahren öfters durch heftiges Kopfwelz geltend. Robust und fleischig ist er nie gewesen, sondern hager und sehnig, eine Natur, nicht für grobe Arbeit und groben Genuß, um so mehr aber für elastische Bewegung und rasches Auffassen der feinsten Dinge der Innen- und Außenwelt organisiert; die Sinnesorgane,

vor allem das Auge, waren von seltener Schärfe. Auf dem Land aufzuwachsen ist wohl immer ein Glück, und mein Vater hat es gewußt. Er wäre ohne das nie zu der genauen Vertrautheit mit allen Vorgängen im Naturleben gelangt, welche die Grundlage seiner Poesie bildete. Wie oft hat er gespottet über die, welche sich so etwas anempfinden wollen, ohne zu wissen, wie es wirklich draußen zugeht, welche es deshalb nie zu einem vollen Schauen und Genießen, sondern nur zu einem platonischen Hindämmern nach dem verlorenen Arkadien bringen; welchen es nichts darauf ankommt, „Nachtigallnester mit Eiern im Herbst bei Melonen und Trauben, Flieder und Aker zugleich, wenn es nur reizt und gefällt“ zu malen und zu besingen! Wie habe ich als Knabe, gebornes Stadtkind mit stumpferen und für solche Dinge wenig geübten Sinnen, mich abgequält, die Vögel und Vogelnester alle zu sehen, die verschiedenen Gesänge und Rufe zu unterscheiden, wenn ich mit ihm durch die Gartengelände um Stuttgart spazieren durfte; der Refrain war immer: ja, du bist halt ein Stadtkind, die sehen und hören nichts! Erst spät habe ich ein wenig nachgelernt von dem, was er als kleiner Bursche, „barfuß, nur in Hemd und Hose“, schon wußte. Aber Kennerchaft ist ohne Liebe zur Sache nicht möglich. Schon aus der Knabenzeit weiß sich mein Vater des leidenschaftlichen Drangs in die freie Natur zu erinnern: „Wenn die Bücher zugeschlagen waren — jetzt hinaus zum Wald! Sah ich auch unterwegs einem Storch oder einer Lerche so lange nach, bis der eine nur noch wie ein Punkt am Gewölk erschien, oder die andere



ganz darin verschwand, oder watete ich durchs Wiejengras, daß mir bis unter die Arme reichte, so lockte doch insgeheim noch ein stärkerer, der stärkste Punkt, denn des Waldes dunkle Mündung sah herein wie das Thor, das zur Entzückung führt, und durch das ich viel leichter hinein als wieder herauszubringen war. Schon von fern grüßte Kufuk und Amselchoral. Die Amsel war mir ja schon vom Vater ins Herz geschrieben, weil „die singt, wie's keiner kann“. Und nun ihr ins Nest zu schauen mit herzklopfender Freude — die verheißungsvollen Eier, dann die wuselnden Jungen! Aber um nicht zu stören, darf man nicht zu lange bei dem Neste bleiben. Doch in einiger Entfernung sich in den Wald legen, das darf man. Und auf einmal — was duftet so wunderbar, so unsäglich schön? Ja, das hab' ich erst als Mann erfahren, als ich die erste Bowle mit Waldmeister kenneu lernte, denn ehedem hat mir's Niemand gesagt“. Aber auch jener mystische Zug zum Weibe, dessen Zueinanderfließen mit dem Naturgefühl der Kern seiner Lyrik ist, geht schon auf die Schulzeit zurück. „In der Schule, Buben und Mädchen in derselben Klasse, saß als die erste eine Schülerin, zwei Jahre älter als ich, durch ihre Stimme, ihr Auge, ihren Gang solche Andachtschauer erweckend, daß ich kaum aufzusehen wagte, wenn sie kam und gieng, und ich sah sie doch, sah sie im Wachen und Träumen. Da aber diese Margaretha nun konfirmiert wurde (und ich mußte bei der Schulfeier noch mitsingen), da war mir, als sie den Segen empfieng am ersten Maijonntag: „So, jetzt hat der Himmel zwischen dir und ihr die Thür zugeschlagen“. . . .

Acht Tage nachher feierte sie ihre erste Kommunion, und am Abend dieses Tages hörte ich sie noch von fern hinter den Gärten mit ihren Genossinnen singen, daß mir die Thränen von den Backen liefen und ich in den Käfig nach meinem Vogel griff, ob wenigstens der mir geblieben“. Noch bei unserem letzten Besuch in Süßen hat mir mein Vater ihr Haus gezeigt, und in einem Gedichte seiner letzten Sammlung hat er die ahnungsvolle Stimmung jener Zeit ergreifend reden lassen.

Aber das Leben zog ihn weiter. Im Jahr 1830 wurde er selbst konfirmiert. Er war in den letzten Schuljahren fast immer der Erste gewesen und hatte sich noch nebenher einige Kenntnisse erworben. Das wies ihn auf den Beruf des Lehrers hin. Im Frühjahr 1831 trat er in das Schullehrerseminar in Eßlingen ein. „Im Seminar zogen mich Musik, Naturgeschichte und der Vortrag aus Schillers, teilweise Goethes, Bürgers, Schuberts, Hagedorns zc. Gedichten besonders an; die botanischen Exkursionen aber waren mir am allermeisten nach dem Herzen“ — und, darf man vielleicht hinzufügen, die Beobachtung der Singvögel, die damit verbunden werden konnte. Im Herbst 1833 wurde mein Vater nach wohlbestandenem Provisorats-Examen aus dem Seminar entlassen und brachte nun mehrere Jahre auf Schulgehilfenstellen zu: Dezember 1833 bis Juli 1836 in Neckarhausen bei Nürtingen, August 1836 bis Martini 1837 in Ettlenschieß bei Ulm, Martini 1837 bis 19. Dezember 1838 in Mehrstetten bei Münsingen, dann bis Martini 1840 in Eningen bei Reutlingen. Sein Aufenthalt hat sich nach Norden

und Süden nie allzuweit von der heimatlichen Alb entfernt.

Der Liebhaberei für Blumen und Vögel ist er von der Knabenzeit an beständig treu geblieben. In der Pflege blühender Gewächse war er so geschickt wie unermüdblich. Seine Bräutigamsbriefe aus den vierziger Jahren sind voll von Angaben und Ratschlägen über Garten- und Blumenzucht; bis in die spätesten Jahre waren bei ihm alle passenden — die Hausfrau sagte, auch die unpassenden — Räume des Hauses mit grünenden und blühenden Pflanzen vollgestellt. Ohne jede besondere Vorrichtung hat er es dahin gebracht, daß er mit jedem Gärtner in der Pflege solcher Gewächse konkurrieren konnte, die kein Warmhaus brauchen. Später hat er längere Zeit namentlich buntblättrige Pelargonien gezüchtet, deren er auf der Stuttgarter Gartenbau-Ausstellung von 1870 ein ganzes Beet voll hatte; und bis zuletzt hat er die Kultur der Aurikeln als Meister geübt. Dabei war er, trotz aller Kunst, für das Einfache; gefüllte Blumen mancher Arten wie der Dahlien liebte er nicht, weil ihnen „das Auge“ fehle, aus dem die einfachen in die Welt sehen. Unübertroffen wenigstens in der schwäbischen Heimat war seine Kenntnis der Vögel, insbesondere der Singvögel. Im Hause hat er nur wenige, Jahre lang gar keine Vögel gehalten und, soviel ich weiß, immer solche, die den Nachtigallen und Grasmücken verwandt sind; denn ihnen war er ganz besonders gewogen. In seinen jungen Jahren und noch als Mann hat er weit in die Runde alle Singvogel-nester gewußt, manchen Baum erstiegen und manche Hölze dabei zerrissen; aber genommen hat er nur solche Nester,

die von den Alten verlassen waren. Er hat in den siebziger Jahren allmählich eine recht schöne und vollkommene Sammlung von Nestern und Gelegen gesammelt und es war ihm eine Freude, sie zu zeigen; mit der Zeit wurde ihm die Mühe zu groß und er gab sie weg. Die Hauptsache aber war ihm die Kenntniß der lebenden Vögel. Es ist keiner unserer einheimischen Singvögel, den er nicht nach Aussehen, Gesang, Lock- und Warnungsrufen und allen Lebensgewohnheiten aufs genaueste gekannt hätte. Sein Auge erlaubte ihm, sie im Flug zu erkennen, und seine geübte Aufmerksamkeit ließ ihn Dinge wahrnehmen, an denen Hunderte achtlos vorübergiengen. Als echter Kenner war er nur mit wenigen literarischen Behandlungen des Gegenstandes zufrieden, und die jetzt so sehr beliebten Abbildungen von Vögeln mußte er sofort als unwahr, geziert, in sich unmöglich zu erkennen; bloß für das große Fundamentalwerk der Brüder Naumann hatte er nach Text und Abbildungen ungemischte Bewunderung, und ein oder ein paar Bände davon lagen fast immer auf seinem Schreibtisch. Er selbst hat sich weniger, als zu wünschen gewesen wäre, schriftstellerisch über diese Studien vernehmen lassen. Erst im Jahr 1856 kam er dazu, für einen Vortrag im Verein für vaterländische Naturkunde Notizen „aus dem Leben der Vögel“ aufzuzeichnen; sie erschienen im selben Jahr im „Morgenblatt“, aber erst 1863 kam die Schrift bedeutend vermehrt, doch immer noch als ein schwaches Bändchen von einundsechzig Seiten, bei Brandstetter in Leipzig heraus. An eine neue Auflage hat mein Vater noch in seinen letzten Jahren gedacht, und in seinem

Handexemplar sind viele Zusätze in völlig druckfertiger Form gemacht. Aber die Gunst der Käufer war nicht mit dem Buche gewesen, und so begnügte er sich, in seinem letzten Lebensmonat für die „Gartenlaube“ seine Notizen zu einem Artikel zusammenzustellen, der vor kurzem dort erschienen ist. Gerade die Fachmänner sind an dem Büchlein zumeist vorübergegangen. Wie kam Saul unter die Propheten, der Dichter unter die Naturforscher? Und doch ist kein Zweifel, daß nicht nur den meisten poetischen Liebhabern der Natur, sondern auch vielen Naturforschern die genaue Kenntnis der lebenden Natur fehlt; und doch kann eine lebensvolle Wissenschaft nur gedeihen, wenn das Mikroskop und das unbewaffnete Auge, der rechnende Verstand und die vorausseilende Phantasie einander helfen. „Nicht erst dann“, heißt es im Anfang der Schrift, „wenn das Tier dem Messer des Anatomen verfiel, hat die Wissenschaft angefangen, sich seines besten Teils zu bemächtigen; sie muß dem lebenden Geschöpf, seinen Einrichtungen, Neigungen, Fähigkeiten, der ganzen Art und Weise, mit der es bei lebendigem Leibe in seinen Besonderheiten sich gibt, zum mindesten so aufmerksam nachgegangen sein, als der Bestimmung des Baues seiner Zähne und Füße“; und am Schluß: „Ich bin gewiß sehr weit von dem Glauben entfernt, daß bei Betrachtungen, wie die im Vorstehenden angestellten, nicht eine Menge von Täuschungen mit unterlaufen könne, daß man nicht gar Vieles in die Natur lege, was wir gerne darin finden möchten, was unsere Meinung und Phantasie wünscht. Aber auch unsere Phantasie über die Naturvorgänge hat ihr Recht, ihre Fünde

können so erbauend und herzbildend sein als reale Beweise; und wer will es bestreiten, daß, was die Phantasie der Natur unterlegt, gar oft, und häufig gerade in den wichtigsten Punkten, mit der realen Wahrheit in Eins zusammenfalle?“ Je weniger Beachtung aber die Arbeit bei ihrem Erscheinen gefunden hatte, um so herzlicher freute es den Verfasser, als der Tübinger Zoologe, selbst ein tüchtiger Beobachter des lebenden Thiers, von dem Büchlein ergriffen, ihm zum achtzigsten Geburtstag die Würde des Doktors der Naturwissenschaften bei seiner Fakultät erwirkte und ihm in Gemeinschaft mit unserem Botaniker, der sich von eigenen Versuchen her für meines Vaters Beobachtungen bei seinen Pflanzenkulturen interessierte, das Ehrendiplom überbrachte.

Neben solchen Naturbeobachtungen beschäftigte den jungen Lehrer auch schon die Poesie. Seine ältesten Versuche reichen nach seiner eigenen Angabe mindestens bis in sein neunzehntes Jahr zurück. Eine kleine Sammlung „Gedichte“ ließ er 1838 bei Hohloch in Münsingen erscheinen. Eine Vorrede, datiert vom Mai, geht voraus. Sie sagt, einige Freunde — wohl in Münsingen selbst, von dem sein damaliger Wohnsitz Mehrstetten kaum mehr als eine Stunde entfernt ist — hätten ihn zu der Veröffentlichung getrieben; mit jugendlicher Mischung von Bescheidenheit und Selbstgefühl entschuldigt er sich, daß er ohne höhere Bildung mit Gedichten hervorzutreten wage; er habe nur versuchen können, „die besten Muster deutscher Poesie nachzuahmen“. Insbesondere nennt er Schiller, und in der That, auch außer einem deutlich gewollten Seitenstück zu Hektors Abschied tritt

Schillers Einfluß überall und mit Händen zu greifen hervor — ein anderer nicht, außer dem der moralisch und satirisch gerichteten Durchschnittspoesie der vorromantischen Zeit überhaupt. Die Mehrzahl der Gedichte ist epigrammatisch, betrachtend, kritisch, auch satirisch und mitunter etwas von oben herab, wie es das Alter von zwanzig Jahren liebt. Eigentliche Lyrik steht nur im Hintergrund, und von einer spezifisch lyrischen Begabung wäre hier noch gar nichts wahrzunehmen gewesen; auch die Verse, meistens Disticha, sind oft recht holprig. Aus demselben Jahr und zwar vom 2. Juli haben wir einen Brief Uhlands an meinen Vater. Dieser hatte, offenbar kurz zuvor, ein Manuscript Gedichte an ihn geschickt; Uhland riet aber nur zur Veröffentlichung ausgewählter Stücke in einer Zeitschrift — wie sich jedoch jene Manuscriptsendung zu dem so gut wie gleichzeitigen gedruckten Bändchen verhält, ist mir ein Rätsel; in Uhlands Nachlaß, aus dem alle späteren Publikationen meines Vaters bis 1862 in die Tübinger Universitätsbibliothek gekommen sind, findet sich die Ausgabe von 1838 nicht.

Gleich zwei Jahre später hatte mein Vater eine viel größere Menge neuer poetischer Erzeugnisse beisammen, und Anfang 1841 erschien ein ziemlich stattlicher Band „Dichtungen“ bei Griesinger u. Comp. in Stuttgart. Hier ist nun schon das Meiste reine Lyrik: Natur, Religion, Friedhofstimmung; nur wenige Zeitgedichte, die politischen ziemlich allgemein gehalten, ein paar Gedichte zur Verherrlichung von Justinus Kerner, Uhland, Schiller, Gutenberg; dazu einige Balladen, bald mehr Bürgerisch bald mehr romantisch,

feierlich und gestaltlos düster; auch sechs Rätsel, eine Gattung, die der Dichter in seinen letzten Jahren wieder gepflegt hat, aber ohne etwas davon in eine spätere Sammlung aufzunehmen. Meistens ist die gewöhnliche einfache Liebform gewählt, daneben Distichen, Hexameter, Sonette. Es finden sich immer noch manche Anklänge an Schiller, sonst nichts von ausgeprägterer Gestaltung nach fremder oder eigener Art. Die ganze Sammlung ist noch physiognomie- und farblos, ferne von der späteren des Dichters; er steckt noch ganz in den Banden der Konvention, wie auch Andere in ihren Anfängen, nur daß ein Goethe oder Uhland diese Fesseln schon früher abgestreift haben, die er zufolge seinem konventionell gebundenen Bildungsgang noch mit vierundzwanzig Jahren trug. Am flüchtigsten und eigentümlichsten sind ein paar Epigramme und etliche Gedichte in freierem Versmaß; nur eins, das oft citierte Epigramm „Hohenstaufen“, wurde gewürdigt, in die spätere Sammlung aufgenommen zu werden. Die Natur spielt schon die erste Rolle und ihre genaue Kenntnis ist leicht zu spüren, aber die eigentümlichen Töne dafür fehlen noch, die Erotik ist noch sehr zahn und korrekt-sentimental; von dem Feueratem späterer Natur- und Liebesbegeisterung ist noch keine Spur. Wenn daher auch im engsten Kreis diese Gedichte sich Freunde erwarben, so ist es doch kein Wunder, daß sie den Namen ihres Verfassers nicht in die Ferne getragen haben; er selbst hat sich später nicht gefreut, wenn er sie in Jemand's Hand wußte.



Als die „Dichtungen“ erschienen, war die entscheidende Epoche in meines Vaters Leben schon eingetreten. Nachdem er im Herbst 1840 die Schuldienstprüfung gut bestanden hatte, kam er im November als Unterlehrer nach Bernstadt bei Ulm. Dort hauste als Pfarrer der Magister Ludwig August Neubert. Er war 1772 als Sohn des Erzgießers in Ludwigsburg geboren, dessen Glocken noch jetzt auf manchem Kirchturm des Landes ertönen; 1804 hatte er sich mit Ernestine Landerer, einer von den elf Töchtern des Oberamtmanns in Lichtenstern, vermählt, war Pfarrer in Wain gewesen, dann in Oberholzheim und nun seit achtzehn Jahren in Bernstadt. Er muß ein Mann von pedantischen Gewohnheiten, aber gelegentlich nicht ohne Humor gewesen sein, in allem noch ganz aus der Zeit des Rationalismus; nicht lange vor seinem Tode, er starb 1857, hat mein Vater ihn in dem Gedicht „beim alten Herrn“ verewigt, das ihm noch viel Freude gemacht haben soll. Der eigentliche Mittelpunkt des Hauses war die Pfarrfrau, eine Frau voll Leben und doch von feiner Gemütsart, liebenswürdig, beweglichen Geistes und warmen Herzens. Neben zwei Söhnen und den zwei jüngsten Töchtern, die alle früh starben, sind sechs Töchter aus dieser Ehe hervorgegangen, stattlich von Wuchs, zum Teil mit wirklicher Schönheit begabt, „Mädchen wie die Tannen“ soll sie ein benachbarter Geistlicher gepriesen haben. Zum Glück war damals das Heiraten noch ebenso Mode wie der Kinderreichtum. Als mein Vater nach Bernstadt kam, waren von den sechs Töchtern schon fünf mit früheren (oder damaligen) Vikaren des Pfarrherrn teils verheiratet teils

verlobt. Nur die zweitjüngste, Auguste mit Namen, am 21. April 1811 geboren, war noch ledig. Sie ist meine Mutter geworden, und ich darf sie deshalb nicht loben; aber ich darf sagen, daß in den Erinnerungen an sie, die ich aus meiner Knabenzeit bewahre, mir alles eingeschlossen ist, was es von zarter und doch das Leben thätig erfassender Weiblichkeit gibt. Die Pfarrtöchter haben alle nicht mehr als die Dorfschule durchgemacht, aber sie haben es mit den vornehmer geschulten Mädchen der Stadt aufnehmen können, denn sie hatten klaren Verstand, guten Humor und praktischen Sinn, den das Leben auf dem Land und die damals noch in den Pfarrhäusern vorherrschende Naturalwirtschaft schärfte. Wenn die große Familie und die beständige Anwesenheit eines Vikars schon Leben genug ins Haus brachten, so kamen noch die verschiedenen Vettern namentlich von mütterlicher Seite, die Landerer und Hartmänner hinzu. Und im Ulmischen ist munteres geselliges Leben immer üblich gewesen; mein Vater hat einen Pfarrer gekannt, der sich sein Leben lang immer im Ulmer Land herum versetzen ließ, weil es dort keine Pietisten gebe. Die Gemeinde war wohlhabend und die Einkünfte, als der Pfarrer noch den Zehnten bezog, reichlich. Man konnte bequem und auskömmlich leben, und wenn es nicht so feudal zugienge wie auf den Schweizer Pfarrhöfen im grünen Heinrich, so hatte man doch zwei Pferde im Stall, kutschierte hin und her, empfing fröhlichen Besuch und verschmähte weder eine, auch wohl mehrere gleichzeitige Tarokpartien noch eine ausgiebige Bier- oder Punschkeiperei. Von verzärteltem Wesen

war nichts; Nerven waren noch nicht so recht erfunden, jedenfalls nicht gebildet; zur frühen Tagesarbeit und zur abendlichen Geselligkeit mußte man gleich munter und willig sein.

Mein Vater kam rasch in nahe Berührung mit dem Pfarrhaus, namentlich auch mit dem Vikar Stoll, dem Bräutigam der jüngsten Tochter; sie beide haben gleich im Winter auf 1841 einen Gesangverein eingerichtet, dessen wohlthätige Wirkung auf die jungen Leute man wohl verspürte. Dem alten Herrn, der schon etwas verknöchert war, ist er langsam und nie völlig nahe gekommen, um so rascher und inniger der immer jung gebliebenen Pfarrerin. Schon am 8. Februar 1841 hat er um die Tochter Auguste geworben und ist erhört worden; der Vater wußte vielleicht anfangs nichts davon, hat jedenfalls längere Zeit die Veröffentlichung nicht gewünscht.

Mit der Verlobung hieng der Uebertritt in eine neue Lebenslaufbahn zusammen. Aus der Beschränkung des Schul-lehrerstandes herauszutreten, war meines Vaters Wunsch schon länger. Er hatte an das Studium der Theologie gedacht und ist noch 1842 flüchtig auf diesen Gedanken zurückgekommen — ich kann ihn mir freilich als Pfarrer mit dem besten Willen nicht denken. Aber er schien sich doch zu alt und zu unbemittelt zu einem längeren Studium und mochte die Riesenenergie, mit der er eine und andere seiner Standesgenossen alle solche Hindernisse durchbrochen hat, nicht in sich fühlen. Ein Ausweg bot sich in dem damals lebhaft begünstigten Reallehrfach. Diese Praxis hat in unserem Land

eine wechselvolle und der zwieschlächtigen Natur des Faches und seiner Vertreter zufolge nicht immer ganz erquickliche Geschichte. Damals wurde eben nach Mitteln gesucht, die Reallehrer, die wie noch später meist aus den strebsamsten Elementen des Volksschullehrerstandes hervorgiengen, durch die Art ihrer Bildung zu heben. Im Jahr 1838 war das Reallehrer-Seminar in Tübingen gegründet worden, das nun eben in seiner kurzwährenden Blüte stand. Die Lehrer waren mit Ausnahme des Religionslehrers Universitätsprofessoren, und die Zuhörer hatten nicht nur Gelegenheit, durch den Seminarunterricht (für den freilich bei den geringen Aufnahmebedingungen die Universitätslehrer nicht recht an ihrem Platze waren) höher hinaufgeführt zu werden, als vorher möglich gewesen war, sondern auch außerhalb des Seminars Vorlesungen als Hospitanten zu hören. Auf den Rat mehrerer, vor allem der Braut selbst, ließ sich mein Vater im Herbst 1841 in das Seminar aufnehmen. Er hat es im Winter auf 1841 und im Sommer 1842 als Zuhörer, im Winter auf 1843 als ordentliches Mitglied besucht, bekam auch im letzten Semester ein Stipendium und von dem Seminarvorstand Haug das Zeugnis ununterbrochenen Fleißes, regen wissenschaftlichen Interesses, befriedigender Fortschritte in verschiedenen Fächern und durchaus tadellosen sittlichen Benehmens. Der schon fünf- und zwanzigjährige Student arbeitete fleißig und mit Begeisterung drauf los. Er war durch sein Alter und seine Verlobung davor geschützt, allzutief in den Strom des Studentenlebens zu geraten. Aber ein Kopfhänger ist er nie gewesen und,

wenn auch einfach, so hat er nicht ärmlich gelebt. Er hat in Tübingen manche Freundschaft geschlossen, nicht nur mit Angehörigen des eigenen Standes und Seminars, sondern auch mit andern Studenten, theils mit Stiftlern, besonders dem liebenswürdigen Auberlen, der mit vierzig Jahren als Professor in Basel gestorben ist, theils auch mit Angehörigen des Corps der Westfalen — sein alter Studienfreund, der Präsident Gunzert ist ihm nur um weniges im Tode vorgegangen, von Lebenden will ich hier und weiterhin nicht reden. Die Verbindungsverhältnisse waren dazumal viel flüssiger als jetzt, ein behaglicher Humor war allgemein, kostspielige Renommisterei nicht für notwendig angesehen. Manche Mitternacht hat ihn am Schreibepult gefunden, aber auch mancher fröhliche Abend in der Kneipe. Vormittags war der Wirtshausbesuch den Studenten verboten; nur einmal, an einem heißen Vormittag des warmen Sommers 1842, gönnte er sich ein Glas Bier, aber der vorbeikommende Pedell meinte: Nun, Sie kenne ich, Sie sind ein fleißiger Mann, Sie zeige ich nicht an. Abwechslung boten, neben den Ferien, die jedesmal in Bernstadt zugebracht wurden, die Besuche bei dem Pfarrer Schneider in Neusten, der die älteste Schwester meiner Mutter zur Frau hatte. Einen tiefen Eindruck hat die Bekanntschaft Hölderlins auf meinen Vater gemacht; er hat auch in spätern Jahren in Rede und Schrift dessen öfters gedacht und ist bei der Einweihung der Gedenktafel in Lauffen am 20. März 1870 als Dichter aufgetreten, zu der des Denkmals in Homburg am 28. Juli 1883 als Redner berufen worden. Auch einen Einfluß Hölderlins

auf seine eigene Dichtung glaubte er zu finden; wenn in seinen später entstandenen Gedichten viel leidenschaftliche Empfindung, eine eigentümliche Art der fast inbrünstigen Hingebung zu finden ist, so sind das immerhin auch wesentliche Eigenschaften von Hölderlins Lyrik, aber doch solche, die in erster Linie auf der Persönlichkeit, nicht auf fremdem Vorbild beruhen.

Die Zöglinge des Seminars waren ziemlich angepannt. Ihr Lehrplan umfaßte Religion, deutsche Sprache und Litteratur, französische Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, also eine ähnliche Masse ganz heterogener Stoffe wie die Schullehrerseminare, nur auf höherer Stufe. Mein Vater hat Vorlesungen und Uebungen besucht bei dem Theologen Eisenlohr (dem hochverdienten späteren Nürtinger Rektor und Historiker des württembergischen Schulwesens), bei dem Historiker Haug, bei Peschier, Friedrich Wischer und Adelbert Keller, bei Hugo Mohl — seine beste spätere Examensnote ist die in der Botanik — und Quenstedt, bei dem Mathematiker Hohl und dem Physiker Nörrenberg. Vor der wissenschaftlichen Blasiertheit anderer Studenten war er durch seinen Bildungsgang gesichert. Ich habe ihn von allen seinen Tübinger Lehrern nie anders als mit größter Achtung reden hören. Mit einigen, besonders Keller und Wischer, ist er in längerem Verkehr geblieben. Jenem hat er zahlreiche Beiträge für sein schwäbisches Idiotikon geliefert, mit Wischer über die poetische Produktion beider korrespondiert, wovon er nach Wischers Tod in der „Deutschen Revue“ Proben gegeben hat, eine weitere gebe ich später. Zu Wischers Lyrik konnte

er, obwohl er manches liebte und selber in seinen letzten Sachen nahe an Wischers Art streifte, keine ganz rechte Stellung gewinnen; um so unbedingter verehrte er den Aesthetiker und den Erzähler, den deutsch-französischen Krieg und „Auch Einer“ hat er rezensiert und Wischer höchlich damit erfreut. Bei der Feier von Wischers achtzigstem Geburtstag am 28. Juni 1887 war er unter den Nebnern. Persönlich haben sie nicht sehr viel mit einander verkehrt.

Nach Beendigung des kurzen Studiums kehrte mein Vater im Frühjahr 1843 ins Bernstädter Pfarrhaus zurück. Im Dezember desselben Jahrs machte er das Reallehrer-Examen mit Erfolg. Aber es sollte dem Brautpaar lange nicht glücken, in den Hasen zu laufen; sieben Jahre sind sie verlobt gewesen und waren doch beide nicht mehr allzu jung. Zunächst konnten sie sich wenigstens räumlich nahe bleiben. Denn seit Neujahr 1844 war mein Vater Unterlehrer an der Mittelschule in Langenau, vom 1. Juli an Vikar an der Realschule in Ulm. Er stand dort unter dem verdienten Rektor Nagel, der große Stücke auf ihn gehalten hat. Aber zu Ende 1845 kam er als Lehrer an die Elementarschule in Stuttgart, für die er im ganzen reichlich zwanzig Jahre thätig sein sollte. Er kam so in den großen Zusammenhang des hauptstädtischen Lebens, das nach jetzigen Begriffen noch sehr einfach war, aber wenigstens in litterarischer, dramatischer und musikalischer Beziehung sich mit dem heutigen füglich messen konnte. Der lebendige, geistvolle Mann wurde in künstlerische Kreise gezogen, er hat mit manchen Mitgliedern des Theaters schon früh Be-

ziehungen angeknüpft, die ihm später für seine eigenen dramatischen Arbeiten nützlich wurden; in Konzerten ist er mit seiner klangvollen Bassstimme als Solist aufgetreten. Besonders wichtig und dauernd war seine Verbindung mit dem Stuttgarter Liederfranz. Er hat ihm von 1847 an etwa zwei Jahrzehnte als Chorsänger angehört und war seit 1865 Ehrenmitglied; auch hat er eine Zeit lang die damals noch sehr bescheidene Bibliothek der Gesellschaft verwaltet. Er hat in diesem Verein und zu seinem Lob oft genug das Wort ergriffen, ist bald sein berühmtester Redner und Dichter geworden, und diese Beziehungen haben fortgedauert, nachdem er sich von den geselligen Veranstaltungen allmählich zurückgezogen hatte.

Im Anfang des Jahres 1848 wurde meinem Vater seine Stelle an der zweiten Klasse der Elementarschule definitiv übertragen. Nun fand auch die Hochzeit in Bernstadt am 25. April, dem Osterdienstag, statt. Eine Hochzeitsreise hat es wohl nicht gegeben, außer nach Stuttgart. Das neue Paar nahm in der Augustenstraße, in der mein Vater schon ledig gewohnt hatte, Numero 14<sup>b</sup> seine Wohnung. Es ist noch jetzt eine stille Straße; damals war sie nur wenige Häuser lang, die Gärten fiengen ein paar Schritte von unserem Haus an und zogen sich in fast ununterbrochener Masse von Baumwipfeln bis an den Hasenberg hinauf; hier konnte man die Vogelstudien fortsetzen. Erst 1862 suchten meine Eltern eine neue Wohnung in Nr. 36 der Silberburgstraße auf (bald in Nr. 136 umgetauft); als aber unten eine Metzgerei hineinkam, wurde 1864 nicht weit von der



ersten eine etwas geräumigere Hermannsstraße 3 bezogen. Dort hat mein Vater auch nach dem Tod meiner Mutter gewohnt und seinen neuen Hausstand begründet, bis im Frühjahr 1872 die Wohnung Nr. 42 der Reinsburgstraße gewählt wurde, in der er bis zu seinem Tod gewohnt hat und die er auch nicht verlassen wollte, als sie zu groß für ihn geworden war: „Denn eine Wohnung hat eine Seele, Die atmet und wächst mit des Menschen Seele, Nuhält mit ihm und von dannen geht“. So sind wir immer ungefähr im selben Stadtteil einheimisch gewesen; ich habe als Knabe manche Jahre lang die andere Thalseite am Bopfer kaum gekannt, und ich glaube, auch mein Vater hat sich dort nie so vollkommen zurecht gefunden.

Die Gründung des neuen Hausstandes fiel in das erregteste Jahr unserer modernen deutschen Geschichte. Mein Vater war bis dahin nie in der politischen Oeffentlichkeit aufgetreten. Für einen Mann der Initiative, für einen Leiter der Massen war sein Temperament zu sanguinisch, zu weich und nervös. Extreme Ansichten irgend einer Art hat er nie gehabt, so wenig als er ein Mann der Kompromisse war, er überließ lieber die Gegensätze sich selbst und ihrer Auseinandersetzung. Aber in jenem frühzeitigen Frühling, als alles keimte und blühen wollte, da wurde auch er zu aktiverer Teilnahme hingezogen. Gleich von Anfang an muß er der Stuttgarter Bürgerwehr angehört haben, welche die Ordnung gegen die Angriffe von unten her zu verteidigen bestimmt, aber auch nach oben als eine Schutzwehr des Bürgertums schwerlich sehr beliebt war. Er

hat es zum Lieutenant in dieser Truppe gebracht, und mehrere Teile seiner Ausrüstung haben noch lange ihr Dasein in unserer Wohnung gefristet, am längsten der Säbel, der 1863, als man eine populäre Erhebung für Schleswig-Holstein hoffte, dafür hergeschenkt wurde — Gott weiß, wo er hingekommen sein mag! Noch vor seiner Verheiratung, im April, trug mein Vater in einer Wehrmänner-Versammlung ein Gedicht mit ungeheurem Beifall vor, das alsbald in fünftausend Exemplaren gedruckt ward; beim Schillerfest des Liederfranzes am 8. Mai sprach er sein Gedicht „Schillers Auferstehung“, welches die Erfüllung von Schillers Freiheitswünschen feiert, und bei demselben Fest am 19. Mai 1849 hielt er seine erste Schiller-Rede. Ich besitze sie im Manuscript. Sie nimmt deutlich auf die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde Bezug, ist aber für den Moment, in dem sie gehalten wurde, noch recht hoffnungsvoll; ein Wallenstein wird vom Schicksal erbeten, der aber mit der Größe des Helden auch schöne Menschlichkeit verbinde — energischer hatte der Redner denselben Gedanken, daß nur die rücksichtslose That „eines Mannes aus Millionen“ helfen könne, in dem bekannten, auch in den Revolutionsjahren entstandenen, aber erst 1865 veröffentlichten Gedichte ausgesprochen; — revolutionäre Haltung kann man der Rede durchaus nicht nachsagen. Trotzdem wurde mein Vater durch seine Haltung in jenen Jahren verdächtig und zwar, wie es scheint, beim König Wilhelm selbst, der nicht leicht verzieh, wie er es Uhland gegenüber bewiesen hat. „Ich ward mißlieblich, obwohl ich im Volksverein das eine, bei einem Straßen-

auf lauf das anderemal entschieden mitgeholfen hatte, unsinnige Ausschreitungen zurückzuhalten. Der Vater eines meiner Schüler hat mir vertraut, es seien an maßgebendster Stelle zwei Gedichte von mir eingesandt worden, welche sehr gegen mich verstimmt hätten. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, sie hierhin zu beziehen, aber sie wurden so aufgefaßt.“

So blieb der für höhere Lehrstellen geschaffene Mann über ein Jahrzehnt in der Niederung seiner ersten Stuttgarter Anstellung, obwohl der Studienrat ihm die besten Lehrerfolge nachrühmte, obwohl Kieser, der Rektor der Realschule, den er hoch verehrte, seine wiederholten Meldungen um Realschulklassen mit günstigen Zeugnissen unterstützte, ihm lebendigen, anregenden Unterricht, gute Disziplin ohne Anwendung von Schreckmitteln bezeugte und dabei betonte, daß er seinen Fähigkeiten nach an eine höhere Klasse gehöre.

Es wurden Versuche gemacht, Nebeneinnahmen zu schaffen, und glückten. Schon seit 1847 hat mein Vater den Singunterricht an der sechsten, später an der fünften Klasse des Gymnasiums gegeben und erst 1857 dieses Nebenamt niedergelegt; eben solchen gab er auch in der Realschule. Seit 1853 unterrichtete er in deutscher Sprache und Litteratur an der kaufmännischen Fortbildungsschule. Er wurde 1859 Vorstand dieser Schule und hat dieses Amt, obwohl die Stunden abendliche Arbeit und die Vorstandschast manche Unlust mit sich brachte, erst im Jahr 1872 niedergelegt.

Auch litterarische Einnahmen floßen, aber nicht reichlich. Schon damals wie später hat mein Vater seine stets

gerne gehörte Stimme auch in Zeitungen und Zeitschriften vernehmen lassen. Er hat für den Schwäbischen Merkur, später auch für den Württembergischen Staatsanzeiger und die Allgemeine Zeitung Berichte über Bücher und Theateraufführungen, Nekrologe u. ä. geschrieben, in den siebziger und achtziger Jahren dann auch für andere, seither entstandene Zeitschriften; vor allem aber für das Morgenblatt, jene Zierde des Cottaischen Verlags, das leider 1865 unter dem Uberschwall der leichteren illustrierten Zeitschriften erdrückt worden ist. Aber diese Thätigkeit ist nie ausgedehnt gewesen; mein Vater schrieb nicht ohne besondern Anlaß, regelmäßiger Berichterstatter oder so etwas ist er nie gewesen, schon seine gehäuften Unterrichtsstunden hätten das unmöglich gemacht, noch mehr seine Abneigung gegen jeden äußeren Zwang. Auch seine als Bücher erschienenen Werke haben weder ihn noch seine Verleger reich gemacht. Populär zu schreiben war weder seine Absicht noch auch seine Fähigkeit; dazu war einerseits sein Temperament zu rasch, zu leicht zu feuriger Begeisterung oder schroffer Ablehnung geneigt, andererseits die Neigung zum Speculieren und zur Abstraktion zu groß bei ihm. So wenig er die Dessenlichkeit scheute, so gern es hörte, wenn er anerkannt wurde, so eifersüchtig er auf seinen litterarischen Ruf sein konnte, so empfindlich ihn die Erwähnung von wirklichen Mängeln berührte, die er unbewußt fühlen mochte: die Rücksicht auf den Beifall von oben oder von unten hat ihn niemals geleitet.

Die Zahl der Sorgen wurde durch die Geburt des

ersten und einzigen Kindes vermehrt. Dieses Kind war ich, der ich am 12. Oktober 1851 geboren worden bin. Meine Mutter war schon als Mädchen von zarter Gesundheit gewesen; ihre Lungen gaben zu Besorgnissen Anlaß; bei meiner Geburt war sie schon vierzig Jahre alt, und es fehlte nicht viel, so hätte ich ihr das Leben gekostet, längere Zeit war es in Gefahr und die Gesundheit war tief erschüttert. Und doch kann ich sie mir nicht anders als rüstig und liebevoll thätig denken, und es hat mir, der ich ein recht zartes Kind war, an allen Bedürfnissen des Lebens und an der treuesten Pflege niemals gefehlt.

Mein Vater konnte sich für seine Nichtbeachtung von Seiten der Regierung nicht nur mit seinem häuslichen Glück trösten, sondern auch einen Sporn finden in der großen Anerkennung, die ihm sein öffentliches Auftreten als Dichter und als Redner eintrug. Der erste und bedeutende Erfolg seiner lyrischen Dichtung und die fruchtbare Thätigkeit für das litterarische und künstlerische Leben der Stadt und des Landes fallen schon in die fünfziger Jahre.

Ueber meines Vaters poetische Thätigkeit in der Zeit nach dem Erscheinen des Gedichtbandes von 1841 weiß ich so gut wie nichts; denn er hat nie — außer bei etlichen Gedichten zu Festen — eine Jahreszahl beigesezt, und gerade die für seine Art bedeutamsten Gedichte sind ihrem Inhalt nach zeitlos. In Tübingen hat er, wie er selbst erzählt, nur zwei Gedichte verfaßt und äußert sich einmal in

einem Brief, wo er mit naiver Befriedigung erzählt, wie er einen Studenten sagen hörte „Du, da sitzt ein famoser Dichter“: es sei ihm dazu noch gegenwärtig nichts weniger als poetisch zu Mute. Die lebhaftere Wiederaufnahme der poetischen Thätigkeit wird etwa mit der Verheiratung zusammenfallen. Im Morgenblatt, in dem mein Vater früher nur einmal drei Gedichte, zur Zeit der Redaktion des von ihm stets hoch verehrten Gustav Pflüger, veröffentlicht hatte, standen 1851 mehrere, und von da an hat diese Zeitschrift bis zu ihrem Eingehen immer wieder neue Proben seiner Lyrik gebracht. An Robert Prutz sandte er eine größere Anzahl von Gedichten, die 1852 im Deutschen Museum erschienen, auch die Jahrgänge 1853 und dann wieder 1856 hat er mit einzelnen bedacht. Die in beiden Zeitschriften bis 1854 gedruckten sind etwa die Hälfte der ganzen neuen Sammlung, die im Jahr 1854 bei Cotta wieder unter dem Titel „Gedichte“ erschienen ist. Auf dieser Sammlung beruhte sein Ruhm, der von da an kaum höher steigen, nur weiter sich verbreiten konnte; ähnlich wie bei Uhlands Gedichten kann man sagen: wenn er damals zu dichten aufgehört hätte, so würde uns Manches fehlen, was schmerzlich zu vermissen wäre, aber die Gesamtcharakteristik seiner Lyrik und sein Rang unter den andern Lyrikern würde sich nicht verändern. Statt der Farblosigkeit der früheren Gedichte auf einmal ein höchst charakteristischer, energischer und zugleich elastischer Stil; man könnte von da an fast bei allen Gedichten den Verfasser erraten. Die Sammlung zerfällt in drei Abteilungen „Lieder der Liebe“, „Natur und

Leben“, „Bilder vom Bodensee“. Mehr als schon in der zweiten Sammlung herrschen die rein lyrischen Formen vor, häufig sind von jetzt an auch freiere, reimlose Rhythmen. Der energischere Zug zeigt sich schon in den Gedichten über Zeitfragen und litterarische oder künstlerische Größen; man sieht, daß das Frühlingsgewitter von 1848 schon ausgebrochen ist, aber man sieht auch, daß die großen Fragen Deutschlands noch immer ohne Antwort sind. Die positive Seite jedoch ist damals und immer die Hauptsache bei dem Dichter. Er liebt, er bewundert, und wenn er tabelt, wenn er klagt, so ist es nicht Grundstimmung bei ihm; dem Pessimismus und zwar dem echten, notwendigen, Charaktervollen wie dem unwahren, selbstgefälligen der Nirwana-Poeten ist Niemand so weltfern gewesen als er. Leicht entzündbar, mit dem Herzen sehend und hörend, geht er den Dingen entgegen und findet mit der Spürkraft des Naturfindes das Schöne und Herzbewegende an ihnen heraus. Bald ist es mehr das verwunderte Staunen über den Reichtum der Schönheit, wie es der erste Mensch im Paradies empfunden hat, bald mehr das leidenschaftliche Verlangen nach Ineinschmelzen mit dem Gegenstande, bald auch der Jubel der gelungenen Vereinigung; aber immer ist ein Hauch der seligen Trunkenheit des noch jugendlich-feurigen und doch schon zur vollen Kraft gereiften Mannes zu spüren. Das Gebiet, das seine eigenste Domäne ist, erscheint schon jetzt mit aller Sicherheit umschrieben; er hat auf verschiedenen Gebieten Schönes geschaffen, ganz Eigentümliches nur auf dem der reinen Lyrik: Natur und Gros. Denn seine Stärke ist nicht An-

schauung und Schilderung, sondern Empfindung und Gefühls-  
erguß. Selten sind Naturgefühl und Erotik bei ihm voll-  
ständig getrennt; der eigentliche Reiz seiner Gedichte liegt  
zum Teil eben in ihrem unauflösliehen Zueinander. Er selbst  
sagt darüber: „Auch erinnere ich mich noch heute aufs leb-  
hafteste daran, wie mir diese und jene Blume das Bild oder  
ein Wort jener Dorfkonfirmandin in das Gedächtnis rief,  
wie ich eines auf das andere beziehen mußte, oder wie Ge-  
stalt, Farbe und Duft dieser und jener andern Blume mir  
Gleichnis für diese und jene neue weibliche Erscheinung in  
dem städtischen Aufenthalt wurde. Ich könnte ganze Reihen  
von Nummern aus meinen Gedichten anführen, bei deren  
Entstehung mir ein bestimmter Ort, eine bestimmte Natur-  
erinnerung, ein bestimmter Blütenduft, diese oder jene Luft-  
und Lichtstimmung vorschwebte; aber immer mußte ich sie  
auch vergleichen mit der Vorstellung einer weiblichen Anmut,  
nach der die Liebe sich sehnte. Darum werden unter meinen  
eigentlich lyrischen Gedichten wenige sich finden, welche diesen  
Zug nicht atmeten. . . . Und das ist der Kernpunkt, auf  
welchen diese Aufzeichnungen zielen: Die Natursymbolik ist  
die einzig wahre künstlerische Erfassung des Geheimnisses  
der Liebe und des Lebens. Ich bin sehr von der Meinung  
entfernt, als ob meine Poesien mustergültige Erzeugnisse  
dieser Einsicht wären; aber eingegeben sind sie von der Em-  
pfindung, vermöge welcher ich nicht anders konnte, als aus  
der Natur die Menschenseele, und aus der Menschenseele die  
Natur empfangen.“ Der Ausdruck Symbolik kann hier leicht  
zu eng verstanden werden, und mein Vater selbst hat später



manchmal symbolisch im engern Sinn gedichtet. Aber richtig und schon für die Gedichte von 1854 durchaus bezeichnend ist der Ausdruck, wenn man ihn im Sinn eines naturalistischen Pantheismus, der echten Religion der Lyriker, faßt, für den alles hin und her wogt, alles Nerv, Muskel, Blut an einem großen Körper ist, alles Blüte und alles Frucht, für den Leben nichts als Liebe, Liebe nichts als Leben ist. Wenn Goethe der eigentliche Vater dieser dichterischen Weltanschauung und nach ihm Mörke ihr bedeutendster Vertreter ist, so ist diese Grundstimmung am ausschließlichen, vielleicht am reinsten bei meinem Vater vorhanden. Den Reiz jener älteren Gedichte bildet es nun aber, daß diese mystische Grundempfindung nicht in spekulativer, sondern in echt lyrischer, mitunter fast kindlich naiver Form vorgetragen ist. Eine Gefahr hatte die ganze Richtung: die der Schwerverständlichkeit. Wenn die große Menge sich mitunter beklagen mochte, daß meines Vaters Gedichte nicht leichter verständlich seien, so konnte er ja füglich antworten, wie jener Musiker, dem man sagte, seine Lieder seien so ungeschickt zum Singen: die Kerle sollen es eben singen können. Aber immer konnte man das nicht sagen und namentlich von den späteren Gedichten nicht immer. Für größere Dichtungen jedenfalls war diese ganze Geistesverfassung wenig geeignet. Ein Epiker konnte dieser Dichter nicht werden, obwohl er noch im Jahr 1856 einmal angab, seit längerer Zeit beschäftige ihn der Versuch einer größeren epischen Dichtung. Aber der betrachtenden Gattung größeren Umfangs ist er nicht ganz aus dem Wege gegangen; ihr

gehören die „Bilder vom Bodensee“ an, die aus einer Bodenseereise vom Sommer 1852 hervorgegangen sind und ursprünglich den etwas abgegriffenen, aber für die Art der Dichtung ganz charakteristischen Namen *Fata Morgana* führen sollten. Die Reise dient nur äußerlich zur Anreicherung der Bilder; an diesen Faden sind aber die verschiedensten Phantasien über Natur, Liebe, philosophische Spekulation und patriotische Empfindung angereicht; das leichtgeschürzte Versmaß erlaubte solche freie Bewegung. Der Dichter selbst hat die „Bilder“ später verworfen und in die dritte Auflage der Gedichte nicht mehr aufgenommen. Er mochte empfinden, daß das eine schillernde Gattung war, die leicht zum Unklaren und Nebelhaften führen konnte. Ich möchte die eine Probe doch nicht missen; es sind Skizzen, ungeordnet und willkürlich, aber sie sind empfunden und haben eine gewisse silberne Leuchtkraft. — Eine vermehrte Ausgabe der Gedichte, etwa fünf Viertel der ersten, erschien 1858. Weniges ist hier gestrichen, weniges leicht umgearbeitet, manche bedeutsame Gedichte neu hinzugefügt; die ersten zwei Abteilungen, die ihrem Inhalt nach doch nicht recht auseinander zu halten waren, sind in eine zusammengeworfen, die dritte hat jetzt die Ueberschrift „Exkursionen am Bodensee“. — Im Jahr 1883 erschien die dritte Auflage, die nun freilich weit mehr als das war; sie nennt sich selbst „vermehrt und aus den verschiedenen Sammlungen vervollständigt“. Die Zahl der einzelnen Gedichte ist bald viermal so groß als 1854. Manches Alte ist überarbeitet, nicht immer mit Glück, wie es so oft geht: die neue Lesart ist öfters richtiger, aber

weniger ansprechend und flüchtig. Neben dem, was aus den zwei ersten Auflagen und den zwischen 1858 und 1883 erschienenen fünf weiteren Sammlungen aufgenommen ist, enthält die dritte Auflage auch einiges ganz neue.

Im Jahr 1865 trat mein Vater mit einer neuen Sammlung hervor; die „Neuen Gedichte“ erschienen wieder bei Cotta, in drei Unterabteilungen „Erlebtes“, „Blumen auf Gräber“, „Für unsere Zeit“. In der letzten Abteilung stand unter anderem das alte „Nur einen Mann aus Millionen“, außerdem eine Anzahl von Balladen historisch-politischer Art, welche ganz des Dichters besondere Weise solchen Gegenständen gegenüber zeigen. Epiisch sind sie ganz und gar nicht, wollen es auch nicht sein: „Ich hatte aus dieser Gattung so manches wie mir schien zu trocken Referierendes von andern gelesen, das die Forderung auszudrücken schien, und auf das man die Behauptung baute: so müsse es sein. Meine Scheu hievon ließ mich also minder zu Balladenstoffen greifen. Wo ich es aber dennoch that, da schien mir bedeutsam, das äußerlich Stoffliche in der Erzählung durch den Charakterzug der psychologischen Kausalität zu vertiefen.“ Daher sind nach der Art von Schillers *Rassandra* mehr Selbstgespräche, Dialoge und ähnliche psychologische Situationsbilder daraus geworden, die wirklich heroischer Größe und dämonischen Reizes nicht entbehren; nur die atemlose, fahrigte Hast des Ausdrucks zeigt hier, wie in manchen andern seiner Zeitgedichte, daß wir uns nicht im Centrum des spezifischen Talents dieses Dichters befinden. — Diese Gattung, die übrigens 1854 schon angedeutet erscheint, ist dann noch beson-

ders gepflegt in der 1869 im selben Verlag erschienenen Sammlung „Den deutschen Frauen“, mit den vier Abteilungen „Vom eignen Herzen“, „Frauengestalten“, „Lenau in Wien“, „Fremdes und eignes Loos“. Schon dem Titel nach ist hier die Verherrlichung des Weibes der Angelpunkt des Ganzen. Aber häufiger als zuvor ist die Klage verzichtender Neigung, auch die Klage um den Tod der Geliebten, wie denn auch, wie wir sehen werden, dem Dichter zwei Jahre zuvor seine Frau gestorben war. Am meisten charakteristisch sind die zweite und die dritte Abteilung, in welchen mit dichterischer Penetrationsfähigkeit einer Anzahl historisch bedeutender Frauen und dem am Problem des Geschlechtes zu Grunde gehenden Lenau ihre Gedanken und Empfindungen abgehört sind. Vielleicht darf man bei der verhältnismäßig großen Zahl solcher Gedichte, die fremdes Geschick schildern, daran erinnern, daß in derselben Zeit, in welche die beiden Sammlungen von 1865 und 1869 fallen, auch die dramatischen Arbeiten meines Vaters entstanden sind. Deutlich zeigt sich aber in beiden Sammlungen, daß der Dichter jetzt — nicht auf der Höhe seines Könnens, denn die ist schon 1854 erreicht und noch immer behauptet —, aber auf der Mittagshöhe des Lebens angekommen ist, an jener Sonnenwende, „Wo die Erde umher so seltsam schweigt, An des Baches verblühten Borden. Die Seele ihr Antlitz wundernd neigt, Wie es so stille geworden.“ Es ist etwas mittäglich, hochsommerlich schwüles in diesen Gedichten, in denen bezeichnenderweise die Naturfreude, die auch hier durch manches Lied vertreten ist, doch nicht mehr so die Hauptrolle spielt wie früher.

Diese alte Liebe kommt wieder voller zum Ausdruck in der nächsten Sammlung „Aus frischer Luft“, welche 1872 bei Karl Grüninger erschienen ist. Von den drei Abteilungen „Aus eigenem Leben“, „Aus der Zeit. 1870“ und „Vom Dorf. Bilder aus der Heimat“ bewegt sich die erste im Ganzen in denselben Tönen und Stimmungen wie die älteren Gedichte. Die zweite enthält zumeist Kriegslieder, deren mein Vater schon 1870 in dem mit Feodor Löwe und Karl Schönhardt zusammen veranstalteten Hefte „Drei Kameraden“, sowie in Lipperheides Sammlung „Zu Schutz und Trug“ eine Anzahl hatte ertönen lassen. Neu aber ist der Inhalt der dritten Abteilung. Es sind sieben idyllische Gedichte, meist im anspruchslosen Versmaß trochaischer Dipodien. Der Dichter hatte schon früher idyllische Töne gelegentlich angeschlagen. Frische, fröhliche Bilder aus der Jugendzeit auf dem Dorf waren schon 1854, das früher erwähnte „beim alten Herrn“ in den Neuen Gedichten, ein reizendes häusliches Idyll 1869 veröffentlicht. Aber in der Sammlung von 1872 tritt das Idyll in etwas breiterer Masse vor uns und zumeist als eigentliche, mehr oder weniger erzählende oder doch berichtende Schilderung des Landlebens und der Personen, welche die Jugend des Dichters begleitet haben. Es liegt ja darin an sich schon ein Moment retrospektiver Betrachtung, zu der die aufstrebende Jugend weniger geneigt sein wird als das stille stehende höhere Mannesalter; und eines der Gedichte, „Luch und Leder“, ist größtenteils bestimmt, den Gegensatz zwischen früher und jetzt zur warnenden Kritik der Gegenwart aufzustellen. Aber von gries-

grämiger Kultursucht oder wehleidiger Weltcheue ist nichts zu finden. Das Idyll ist durchaus gesund, Humor und Ernst zusammenschlendend in einer wahrheitsgetreuen Schilderung der Heimat. Ihre Zustände und Menschen sind mit dem Auge der Liebe geschaut, aber ohne jede Verschönerung sei es nach Geknerischem sei es nach Auerbachischem Muster gezeichnet. Mein Vater war ein guter Kenner wie der Heimat überhaupt so auch ihrer Mundart, und er hat über deren litterarischen Gebrauch sehr nüchterne Ansichten gehabt: nur selten sei sie im Elementaren ohne Fehler und zugleich so gebraucht worden, daß nicht schriftdeutsche Empfindung und sogar schriftdeutsche Wörter in mundartliche Form gepreßt worden wären. Er selbst hat sich der Mundart zum litterarischen Gebrauch gar nie bedient, auch in diesen Idyllen nicht, wo er etwa verfahren ist wie Melchior Meyr in seinen meisterhaften Erzählungen aus dem Ries: er hat nur gelegentlich mundartliche Ausdrücke, aber in schriftsprachlicher Form, eingestreut. Idyllen werden nie Jedermanns Geschmack sein, und daß in diesen anspruchslosen Gebilden weder die Individualität noch die Kunst ihres Dichters auf ihrer höchsten Staffel stehe, wird mein Vater selbst gewußt haben. Aber er konnte verlangen, daß man die Wahrheit und in ihr die Schönheit der Sache zu sich reden lasse und daß man der schlichten Schilderung die Bewegung des Gemüths anfühle. Für die Einseitigkeit, die sich über diese Bauernpoesie lustig gemacht hat, konnte er sich mehr als entschädigt fühlen durch den Beifall eines von den Berufensten. Friedrich Vischer schrieb ihm: „Mir will es scheinen, Ihr

Talent rufe Sie zur Idylle. Jene Bilder haben mich höchlich erfreut und eben nun diesen Gedanken in mir aufgeweckt. Also was meinen Sie zu Folgendem: ein größeres Idyll, eine wirkliche Komposition; bedeutender Hintergrund, der das Idyllische in die Nähe des Epos hebt, wie in Hermann und Dorothea. Dieser Hintergrund: unser Krieg! . . . Also: ein Kerl wie Ihr prächtiger Johannes (in dem Idyll „Beim Kirchenbauer“); — Dorf-Idyll; ein Schatz. Dann der Krieg, mächtig intoniert! Gewitterhimmel! Abschied, Abmarsch. Dann Heimkehr mit dem eisernen Kreuz . . . . Schluß-Accord wieder idyllisch, dann große Schlußwendung mit weitem Blick . . . . Man könnte auch einen französischen Emisär einführen, dessen Verlockungs-Versuch am festen Brustlaß des Johannes scheitert zc. zc.“ — Bischers Brief hat gewiß dazu beigetragen, daß mein Vater das vorhin genannte Idyll „Beim Kirchenbauer“ später ins breitere ausführte und zu einem vollständigen Lebensbild gestaltete, das aber erst 1881 unter dem Titel „Der glückliche Knecht“ bei Adolf Bonz erschien. Bischers Programm ist hier nur zum Teil ausgeführt, der Held stirbt eines frühen Todes in Ausübung treuer Menschenliebe, ähnlich wie des Dichters Vater. Das wollte Bischer nicht recht hinunter: „Nun müssen Sie“, schrieb er, „Ihre Gründe haben, warum sie dann das Rotbackige nach und nach in das Bleiche (nicht Erbsahle zwar, sondern zart Bleiche), das Bastante in das mehr Transparente, Idyll in Elegie, das Epische ins Lyrische überführen. Und ehe ich diese Gründe gehört, glaube ich mein Urtheil nicht feststellen zu dürfen.“ Bischer hatte Recht.

und Unrecht. Recht: denn jenes Schlußkapitel, in sich schön und rührend, sieht nach dem Vorausgehenden fast wie eine Verlegenheitswendung aus; Unrecht: denn was wäre nach der ganzen Darlegung ländlichen Lebens und der Entfaltung kriegerischer Tüchtigkeit noch viel anders möglich gewesen als etwa eine glückliche Hochzeit, entweder trivial moralisch oder derb niederländisch geschildert, was beides zum Früheren nicht gepaßt hätte? Mein Vater wird das gefühlt haben und außerdem auch, daß epische Erfindungsgabe ihm versagt war. Sie hätte sich bei weiterer Fortspinnung des Fadens nicht entbehren lassen; so weit als er erzählte, konnten die eigenen Erinnerungen, in freier Gruppierung natürlich, ihm den Stoff geben. So wird auch wohl mancher sein, der die kurzen Skizzen von 1872 dem ausgeführteren Werke vorzieht.

Nach hinter einander erschienen dann 1876 „Neue Lieder“ (bei Adolf Bonz; in sieben Abteilungen „Maifeier“, „In der Krankheit“, „Bekentnisse“, „Jahr und Tage“, „Dem Verdienste“, „Schicksale“, „Die Konfirmandin“) und 1877 „Merlin“ (mit einem Anhang; bei Hallberger), der Universität Tübingen zu ihrer vierten Jahrhundertfeier gewidmet. Die zweite der beiden Sammlungen enthält ganz überwiegend Naturbetrachtung. „Merlin ist, wer nicht sein und leben, Nicht ruhen und gedeihen kann, Bis daß der Geist ihr inn'res Weben Den spröden Stoffen abgewann“. Schon diese Worte des Widmungsgedichtes zeigen, daß hier das Spekulative im eigentlichen Sinn eine größere Rolle spielt als früher. Ähnlich in den Neuen Liedern. Neben



reinen Naturbildern und lyrischen Stimmungen in der alten Art findet sich manches Faustische und hinwiederum auch einige Versuche christlicher Apologetik. Seit den Neuen Gedichten ist das nicht ganz ohne Beispiel, aber erst jetzt tritt es deutlicher hervor. Jene Gemütsverfassung, welche, des alten Haders müde, mit der Welt und mit dem überlieferten Glauben zugleich sich auseinandersetzen, das Schöne an beiden empfinden und rein herausziehen möchte: sie zeigt sich am rührendsten in dem Gedicht Die Konfirmandin, das der Dichter vorausschauend an sein kleines Töchterchen gerichtet hat. Es erinnert in der Form an die alten Bilder vom Bodensee, ist aber im Inhalt von strafferer Einheit; denn es geht der Gedanke hindurch, daß der Dichter mit seiner Tochter vor ihrer Konfirmation die Bilder und Stimmungen jener Zeit des Lebensfrühlings durchwandere. Sonst aber kommt mit dem Grübeln, dem Diskutieren, dem Ringen nach Objektivierung manchmal ein fremder und erkältender Zug in die Gedichte herein, wo früher volles, be rauschtes Glück oder voller Schmerz redete. Es ist das beginnende Alter, das seine Schatten hereinwirft, das umständlicher, zaghafter, wechseluder in der Stimmung macht. Darf ich an Goethe erinnern? es soll ja keine Gleichstellung sein, nur eine Vergleichung der nämlichen Vorgänge in zwei ganz ausgesprochen lyrischen Persönlichkeiten. Auch Goethe hat ja eine solche Zeit des halben Alters gehabt, die mannigfach unerquicklich ist, die besitzen möchte und doch nicht mehr recht besitzt, jung sein möchte und doch nicht mehr jung ist. Auch die Darstellung in den beiden Sammlungen von 1876

und 1877 hat darunter manchmal gelitten. Einfache Glätte und populäre Haltung ist schon zuvor nicht die Stärke meines Vaters gewesen. Aber jetzt wird er teils umständlicher teils gebrängter; er hat immer viel vom Leser verlangt, jetzt eher noch mehr; er gefällt sich mehr als früher in Personifikationen, Anrufungen, etwas dunkeln Wendungen. Ich kann das nicht verschweigen, was damals mancher empfunden hat. Auch bei Goethe läßt sich ja dasselbe bemerken; die natürliche, direkte Rede der Jugend geht in eine symbolische, orakulose Manier über.

Mein Vater ist alt genug geworden, um jene Periode hinter sich zu bringen; das zeigen die beiden Bändchen, die nach langer Pause in den neunziger Jahren erschienen sind. Wohl zeigt die Sammlung „Auf dem Heimweg“ (1891, bei Cotta; in sieben Abteilungen „Leben und Liebe“, „Balladen“, „Kunst und Verwandtes“, „Ein Totenkranz“, „Persönlichkeiten“, „Sprüche“) die genannten Eigenheiten des Stils noch immer, sie sind auch nachher nicht ganz abgestreift worden; auch der elegische Ton, wie er schon im Titel erklingt, ist nicht selten, vor allem naturgemäß in den rührenden, herzlichen Liedern auf den Tod der zweiten Frau; aber jenes Grübeln, Bohren, auch wohl Dozieren ist nicht mehr. Man sieht, das Greisenalter mit seiner Ruhe und Gleichmütigkeit ist eingetreten. Auf das erfreulichste aber zeigt sich dieser Typus der gesunden Alterspoesie in der letzten Sammlung „Mit achtzig Jahren“, 1896 bei Cotta erschienen. Das Epigramm ist hier ganz besonders zahlreich vertreten, überhaupt fast lauter kurze

Gedichte; die zweite Hälfte führt die Ueberschrift „Herzensgespräche“ und ist größtenteils dem alten Thema der Liebe, der Verehrung des Ewig-weiblichen gewidmet. Heitere Weisheit und Behaglichkeit des Alters kommt neben unvermin- derter Glut der Empfindung so erfreulich zum Worte, daß es vielleicht keine Vermessenheit ist, wenn ich sage: man wird nicht so selten an den westöstlichen Divan erinnert. Ein sonst galliger Kritiker hat angesichts dieses dünnen, aber inhaltsreichen Bändchens geschrieben:

Frisch und warm erklinget dein Lied, gern lausch' ich dem Wohlklang;

Wenn die Jugend vergreift, zeige das Alter sich jung.

Trotz der erwähnten Veränderungen ist doch, glaube ich, die Gesamterscheinung des Dichters immer die alte geblieben. Er selbst war sich, wie die früher angeführte Stelle über Natursymbolik beweisen kann, des springenden Punktes in seinem Wesen wohl bewußt. Ebenso hat er seinen eigenen Wert recht gut gekannt und sich leicht ärgern können, wenn gehaltlosere, aber leichter verdaulichere Ware vorgezogen wurde. Aber Ueberhebung ist ihm fremd gewesen. Wahrhafte Größe hat er stets anerkannt und sich ihr willig untergeordnet.

Es legt sich mir nahe, hier gleich von meines Vaters Urteilen über andere deutsche Dichter zu reden, welche so häufig sich auch zu Gedichten und Reden verdichtet haben. In der Mitte steht hier unbedingt Schiller. Ich habe schon

von dem Stuttgarter Liederfranz und der Schillerfestrede von 1849 gesprochen und wende mich mit ihr wieder um vier Jahrzehnte rückwärts. Es war die erste von vielen — nicht gerade von neunundzwanzig, wie es schon hieß; sein eigenes Gedächtnis hat ihn da, so vorzüglich es sonst war, etwas im Stich gelassen — aber doch von wohlgezählten vierundzwanzig. Außer den allgemeineren Feiern von 1859 und 1876 in Stuttgart und Marbach, auf die ich nachher komme, hat er beim Schillerfeste des Liederfranzes einundzwanzigmal die Rede gehalten, und zwar in den Jahren 1849 bis 1853, 1855, 1857, 1863, 1864, 1867 bis 1870, 1872 bis 1875, 1877, 1880, 1883 und 1893. Er hat seine Reden, entgegen dem früheren Gebrauch, alle selbst vorgetragen, und wenn er sprach, konnte man sich in dem weiten Garten oder später in dem großen Saal nach Belieben verteilen, seine Stimme drang überallhin durch. In Ansehung Schillers war er, mit Lessing zu reden, ein wahrer irrender Ritter und stets bereit, seine Lanze für ihn zu verstecken. Selten wird ein Mann an einem andern, den er selbst nie von Auge zu Auge gesehen, mit solcher Kraft und Hingebung gehalten haben, und Hingebung an andere war sonst gerade nicht seine Sache. Gelehrt hat er sich nie mit Schiller beschäftigt; auch die illustrierte Schiller-Ausgabe, die er 1877 für Hallberger besorgte, gibt nichts Neues. Aber er hatte sich schon früh so vollkommen in Schillers Werke eingelebt, daß er nicht nur Gedichte, sondern ganze Partien aus den Dramen auswendig wußte; einer Ausgabe bedurfte er kaum und hat in der That nur eine ganz geringe alte gehabt. Stilistisch

ist er ja nur in seinen Jugendversuchen von Schiller abhängig, später auch in den Dramen nicht — außer sofern jeder moderne Dramatiker Schillers Schüler ist. Aber er hat Schiller als den verehrt, von dem er am meisten gelernt habe, ohne den er sich selbst sich gar nicht vorstellen könne. Seine Schillerreden sind unerschöpflich in dem Preise des Unvergleichlichen, mannigfach und immer neu nach Stoff und Anordnung, vollkommen gleich in zündender Beredsamkeit, der doch die Unterlage des Gedankens, eines poetischen, spekulativen, ethischen oder politischen Themas niemals abgeht; etwas zu oft gerät er auf die gefährliche Bahn des Schiller-Apologeten; aber immer hat er gezündet, denn er sprach zu einem Kreis von Strebenden — aus dem Herzen kam es, zum Herzen ging es. Das Behagen im Besitz des Daseins war nicht seine Sache und hat sich im Leben und in der Poesie erst spät bei ihm eingestellt.

So auch die Freude an Goethe. Immer hat er ihn — braucht man das eigentlich zu sagen? — verehrt; er konnte erzählen, wie bei der Nachricht von Goethes Tod ein Schauer durch die Seele des Fünfzehnjährigen ging. Aber in ihn hineingewachsen ist er, wie so viele andere, nur allmählich, und erst im höheren Alter war es, als er 1882 zum fünfzigjährigen Gedächtnis von Goethes Tod sich in einem dithyrambischen Gedicht vernehmen ließ. Ein intimeres Herzensverhältnis hat er nie zu ihm gewonnen, und manche Werke des alten Herrn waren ihm etwas antipathisch; namentlich in der Verwerfung des zweiten Teils Fausts war er mit Wischer durchaus einig. — Von Hölderlin war schon

früher die Rede. — Für Uhland hatte mein Vater eine unbegrenzte Verehrung und kam, angesichts der Verirrungen anderer Lyriker, gerne darauf zurück, was das doch für ein ganz anderer Kerl sei, bei dem alles stets in schönster Ordnung, stets der Nagel auf den Kopf getroffen sei. Es war dabei vielleicht nicht nur die Bewunderung des Lyrikers gegen den Lyriker, sondern noch mehr die neidlose Hochachtung gegen einen Mann, der in jeder Beziehung grundmäßig verschieden von ihm selbst war, durchaus bewußter, seiner Mittel stets mächtiger, über seine Ziele stets klarer Künstler. Sie haben sich persönlich gekannt, wenn auch nicht oft gesehen. Auch für Uhlands Andenken war mein Vater bemüht. Er hat am 16. November 1862 an Uhlands Grab ein Gedicht gesprochen, am 1. Mai 1863 die Uhlandlinde am Ameisenberg bei Stuttgart, am 21. September 1865 Uhlands Erzbüste im Garten der Stuttgarter Lieberhalle durch seine Rede eingeweiht, am 14. Juli 1873, dem Tag der Enthüllung von Uhlands Standbild in Tübingen, beim Festmahl und beim Kommerz geredet und endlich am 26. April 1887 das Festkonzert zu Uhlands Säkularfeier in Stuttgart durch sein Gedicht eröffnet, ein zweites wurde in dem Konzert gesungen. — Auch an der Einweihung des Denkmals für Justinus Kerner in Weinsberg am 18. Oktober 1865 und an Kerners Säkularfeier am 18. September 1886 hat er sich durch dichterische Huldigungen beteiligt. — Am nächsten von allen neueren deutschen Lyrikern ist wohl Mörike meinem Vater gestanden; in ihm war die echt lyrische Persönlichkeit mit voller Kunst gepaart. Beide

waren einander auch persönlich nahe befreundet und längere Zeit Nachbarn. Poetische Grüße und Aufmerksamkeiten giengen herüber und hinüber. Diesem Meister, mit dessen Namen man einmal „die Schönheit benennen werde“, gab mein Vater gerne den vollen Lorbeer; daß ihn so viele nicht kannten, that ihm so wehe, wie wenn ihm selbst solches wiederfuhr, und es hat ihn ganz von Herzen gefreut, wahrzunehmen, wie mit der Zeit Mörike's Stern immer heller und ephemere Größen verdunkelnd leuchtete. Bei Mörike's Begräbniß am 6. Juni 1875 und bei der für Mörike und Freiligrath gemeinsam veranstalteten Feier am 14. April 1877 hat er Gedichte gesprochen und, als am 4. Juni 1880 des Dichters wunderbar gelungenes Bildniß in Stuttgart enthüllt wurde, im Namen des Komitees den Kranz daran niedergelegt.

Auch manchem andern Freunde, manchem Heros der Dichtung und Kunst in neuer und alter Zeit hat er poetisch oder rhetorisch ein Denkmal gesetzt. Ich führe nur einiges an, was ich weiß; es wird mir das eine oder andere wohl entgangen sein. 1851 hat er Conradin Kreuzers, 1856 Lindpaintners Gedächtniß gefeiert, 1859 an Ferdinand Fellners Grab gesprochen, des Schülers von Cornelius, der in Stuttgart sein Talent leider nicht zur vollen Geltung bringen konnte. Zwei Genossen in der Dichtung, die zu dem engeren Freundeskreis meines Vaters gehörten, Ludwig Seeger und Hermann Kurz, hat er, den einen 1864, den andern 1873, am Grabe gefeiert und wenig Monate vor Kurz den zu früh verbliebenen Adolf Bacmeister; dem

Mathematiker Reuschle, den ein Unglücksfall aus voller Gesundheit 1875 wegraffte, hat er die Grabrede gehalten. Mit Freiligrath war er während dessen letzten Lebensjahren, die er in Cannstatt zubrachte, befreundet und hat 1878 sein Denkmal mit eingeweiht. Bei Shakespeares dreihundertjährigem Jubiläum 1864, bei der Enthüllung von Keplers Denkmal in Weilderstadt 1870, bei der Einweihung von Schuberts Denkmal im Lieberhallegarten 1878, von Hauffs auf dem Hasenberg 1882 hat er seine Leier gestimmt und noch 1883 das Lutherfest durch sein Gedicht verschönert.

Es war in den früheren Jahren seines Lebens noch allgemeine Sitte bei uns, die Abende in Männergesellschaft zuzubringen, und mein Vater ist bei dieser Gewohnheit bis zuletzt geblieben. In dem kleineren Stuttgart der fünfziger und sechziger Jahre war es leicht, geistig Verwandte häufiger um sich zu sehen. Eine litterarische Geselligkeit im engeren Sinn gab es aber nicht und mein Vater hätte auch nicht hinein getaucht, denn er war gegen jeden Zwang. Ein Kreis von Künstlern hatte die Gesellschaft „Bergwerk“ gegründet. Mein Vater hat ihr nur wenige Jahre, um 1860 herum, angehört. Jene Gesellschaft hat ein äußeres Ritual, das eben dem Bergmannswesen entnommen ist; einem solchen sich auf die Länge zu unterwerfen, hat ihm nicht behagt, so hat er auch niemals einer freimaurerischen Verbindung strikterer oder laxerer Observanz angehört. Die Museums-gesellschaft in Stuttgart hat ihn 1856 zum Ehrenmitgliede ernannt. Ein kleinerer Kreis litterarisch thätiger Männer versammelte sich mehr als zwanzig Jahre hindurch mit ihm



alle vierzehn Tage Sonntag Nachmittags beim Kaffee; die meisten sind schon vor ihm dahin gegangen.

Eine besondere Freude haben meinem Vater die Bemühungen für die Gründung der allgemeinen deutschen Schillerstiftung gemacht, welche ihm auch im Jahr 1864 die Ernennung zum Meister des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt eingetragen haben. Im Schwäbischen Merkur vom 8. Januar 1856 erschien ein Aufruf des württembergischen Komitees, der von ihm mit unterzeichnet war; einen Monat vor Schillers Centenarfeier, vom 8. bis 10. Oktober 1859, wurden in Dresden die Statuten des Gesamtvereins endgiltig festgestellt, und mein Vater war dazu vom Stuttgarter Komitee abgeordnet. Er ist dann von 1860 bis 1865 und wieder von 1875 bis 1880 Mitglied des Verwaltungsrats gewesen; in der zweiten Periode hat er sich stets durch einen andern vertreten lassen, in der ersten aber hat er die Versammlungen in Weimar fleißig besucht und dabei auch seine Bekanntschaft mit Ländern und Menschen erweitert.

Auch sonst ist er um jene Zeit nicht ganz wenig gereist. Seine Exkursionen erstreckten sich nach Süden bis ins Berner Oberland und bis nach Mailand, nach Osten bis Wien und Dresden, nach Norden bis Berlin und bis in die Niederlande. Auch im Lande selbst hat er manchen Besuch abgestattet, bei den eigenen Verwandten in Süßen, bei den Schwägern und Schwägerinnen in Ehningen und Simmersfeld, bei denen meine Mutter fast alle Ferien mit mir zuzubringen pflegte, oder bei einem alten Bernstädter

Vikar und treuen Lebensfreunde, dem Pfarrer Eberhard in Warth bei Altensteig, später in Oppelsbohm, oder bei dem Pfarrer Faber in Gschwend, mit dem er auch mehrere seiner größeren Reisen gemacht hat, oder bei Rudolf Klausler, dem Pfarrer in Stötten, später in Klein-Gislingen, dem Altersgenossen und Freunde von Hermann Kurz, der unter dem Namen R. Rudolf ein paar feinsinnige und vielleicht eben deswegen kaum beachtete Novellen veröffentlicht hat.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sollte es mit der äußeren Stellung allmählich aufwärts gehen. Mein Vater suchte bei der philosophischen Fakultät in Tübingen den Doktorgrad nach, in der damals noch vielfach üblichen Weise durch gleichzeitige Einreichung mehrerer Arbeiten: seiner Gedichte, seiner Morgenblatt-Aufsätze aus dem Leben der Vögel und eines nicht zum Drucke gelangten Aufsatzes über das Verhältnis der modernen zur klassischen Poesie; er erlangte die Würde unterm 12. Januar 1857. Ein Jahr später legte Kiefer die Vorstandschafft der Elementarschule nieder und starb einige Wochen darauf. Die Vorstandschafft wurde meinem Vater am 13. Februar 1858 provisorisch, am 29. Juni definitiv mit dem Titel eines Schulinspektors übertragen, weil sie wegen des größeren Wachstums der Realschule von dem Realschulrektorat getrennt werden sollte. Der Nachfolger Kiefers als Rektor der Realschule wurde Ehrhart. Mein Vater hat schon damals, den deutschen, geschichtlichen und geographischen Unterricht an der obern Realschule, den Ehrhart bis dahin ge-

habt hatte, übernehmen zu dürfen; er sollte aber noch ein paar Jahre warten.

Das Jahr 1859 stand unter einem doppelten Zeichen, dem des italienischen Krieges und dem der Centenarfeier von Schillers Geburt. Die Nachricht von dem Präliminarfrieden von Villafranca am 12. Juli erhielt mein Vater, als er eben mit Faber auf einer Alpenreise begriffen war; sie waren höchlich entrüstet darüber. Eine gewisse Zuneigung zu Oesterreich war dem Süddeutschen im Blut, und Preußen hatte nicht das mindeste gethan, sie zu erschüttern. Während jedoch Faber bis zu seinem Tode positiv österreichisch gesinnt war und das als Redakteur des Staatsanzeigers im Jahr 1866 viel zu deutlich und leidenschaftlich gezeigt hat, war bei meinem Vater das Mißtrauen gegen die österreichische Regierung nicht minder groß als gegen die preußische. Ein ehrlicher Großdeutscher ist er geblieben, bis die Ereignisse von 1866 es unmöglich machten; ein Freund des spezifischen Preußentums ist er niemals geworden, wohl aber mit der Zeit ein großer Verehrer Bismarcks. Er hat sich in diesen Dingen nicht viel anders verhalten als Bischof, der ja in mehreren seiner kritischen Gänge die Probleme von 1849, 1859, 1866 und 1870 sehr zutreffend entwickelt hat. Die Lösung von 1859 konnte Niemand befriedigen. Oesterreich wurde geschwächt, Italien kam nicht zu seinem natürlichen Recht und der Sieger war Napoleon, den es gar nicht angienß.

Die ganze nationale Empfindung flüchtete sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit, zu dem großen Manne,

der nie ein praktischer Politiker war und doch voll von politischem Tiefblick und politischem Pathos. Am 10. November 1859 fand in Stuttgart das „große Schillerfest“ statt, wie es von da an hieß, bei dem die ältere Dichtergeneration durch den Trinkspruch Uhlands, die jüngere durch meinen Vater vertreten war. Die Festkantate, von Rücken komponiert, war von ihm gedichtet; er hielt die Festrede im Reithaus und am nächsten Tag die Rede zur Einweihung des Schillerhauses in Marbach. Als zu jenem Fest eine Auswahl aus Schillers Gedichten für die Jugend und etwas später eine solche aus Schillers Prosa veranstaltet wurde, war er mit im Redaktionsauschuß. Er selbst hat von der Stuttgarter Festrede die Wendung seines Geschicks datiert: „Ich hatte in der Rede selbstverständlich einen Dank auszusprechen an König Wilhelm, so daß der anwesende Landesfürst, der das königliche Reithaus zur Abhaltung des Hauptfestes eingeräumt und das Hoftheater wie bare Mittel zur Verfügung gestellt hatte, mit stürmischem Jubel begrüßt wurde.“

Seit Anfang 1861 hatte mein Vater Deutsch, Geschichte und Geographie an der obern Abtheilung der Realschule zu lehren und am 28. Januar 1862 wurde ihm diese Stelle mit dem Titel als Professor definitiv übertragen. „Hier war es, wo ich mich in meinem Elemente befand. Es bestand ein schöner Rapport zwischen mir und den Jünglingen, und ich darf mich noch heute der Anhänglichkeit ihrer besten erfreuen.“ In der That hat er dort reichen Samen der Bildung ausgestreut, an einer Anstalt, wo ge-

rade seine Lehrfächer für die allgemeine, besonders für die gemüthliche und Charakter-Bildung weitaus die wichtigsten sind. Ich könnte hundert Zeugnisse aus dem Mund alter Schüler anführen oder auf den herzlichen Dank hinweisen, der ihm bei Niederlegung der Stelle nach fast einem Vierteljahrhundert zu Theil geworden ist. Die Vorstandschast der Elementarschule behielt er daneben noch bis 1866, die der kaufmännischen Fortbildungsschule, wie schon erwähnt, noch bis 1872 bei.

Ganz zu derselben Zeit, als mein Vater durch diese Ernennung in öffentlicher Stellung emporgestiegen war, gelang es ihm, auf einer andern Bühne der Oeffentlichkeit Beifall zu finden. Er war unter die Dramatiker gegangen. Im Unterschied von andern Lyrikern, die schon frühe und noch spät dramatische Pläne geschmiedet haben, hat er sich erst in der Mitte des Lebens dem Drama zugewandt und sich auf eine kleine Anzahl von Stücken beschränkt, die dann auch wirklich zu Stand kamen. Er begann mit einem Stoffe, der aus innern Gründen und, weil er schon mehrfach behandelt war, für das größte Wagnis gelten mußte. „Saul, ein Drama“ erschien 1862 bei Cotta; im nämlichen Verlag ein Jahr später „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, historische Tragödie“ und 1866 „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg, Trauerspiel“; 1868 endlich, bei Franckh in Stuttgart, „Kaiser Maximilian von Mexiko, Trauerspiel“. Außerdem hatte mein Vater kurze

Zeit im Sinne, die Geschichte der Jakobäa von Holland (1401 bis 1436) zu dramatisieren; ich habe in seinem Nachlaß nur einen Zettel mit genealogischen Notizen gefunden und glaube, daß er nie wirklich die Hand an diesen Plan gelegt hat. Mehr im Scherz als im Ernst sprach er gelegentlich von einem modernen Lustspiel, das in die Kreise des Bürgertums hinein leuchten sollte; der ausgesprochene Idealist, dem Humor und realistische Kritik, so wenig er ihnen im Leben abhold war, in der Poesie nicht zu Gebote standen, wäre für so etwas nicht der rechte Mann gewesen.

Die Kritiker sind darüber einig, von den dramatischen Leistungen meines Vaters als von etwas in sich eigentlich Verfehltem zu reden, das freilich durch poetische Schönheiten — man darf wohl auch hinzufügen, durch dramatische Momente — es mit manchem andern aufnehmen könnte, das mehr und länger von der Zeitgunst getragen wurde. Es verhält sich, das haben schon andere gesehen, ähnlich wie mit den zwei vollendeten Dramen Uhlands, so wenig die positiven poetischen Charaktere beider Dichter und ihrer Dramen direkt vergleichbar sind — nur die Schönheit der Sprache und manche scenische Einzelwirkungen sind beiden gemeinsam. Daß Uhland im Grunde kein Dramatiker war, zeigt sich weniger an den dramatischen Mängeln seiner Stücke — Ludwig der Baier ist dramatisch gar nicht so schlecht aufgebaut —, als darin, daß er nur während drei Jahren seines Lebens dazu gelangt ist, dramatische Schöpfungen zu vollenden, und daß das eben in der Zeit seiner ersten politischen Thätigkeit und in Beziehung auf Stoffe

von entschiedenem politischem Gehalte der Fall war. Nur dieses äußere Moment, das Pathos des Verfassungskampfes gab ihm die nachhaltige Energie zur Vollendung der zwei Stücke; alle andern ernsthaften Dramenpläne hat er nach kurzen Anläufen wieder aufgegeben. Einem echten Dramatiker werden sich ganz verschiedenartige Stoffe zur dramatischen Gestaltung zusammenballen; ich erinnere nur an Shakespeare, aber auch der weit mehr aufs Praktische, auf Dialektik und Charakter gestellte Schiller, bei dem deshalb die politischen Stoffe voranstehen, hat in mehreren seiner Dramen dieses Element gar nicht oder nur nebensächlich behandelt. Was aber wichtiger ist: Schiller hat auch in denjenigen Stücken, die voll von historisch-politischem Gehalt sind, das Gewicht ganz und gar auf die Entwicklung der dramatischen Personen und Handlungen gelegt; Tendenz, von der seine lyrischen Gedichte voll sind, ist in seinem Drama, als seiner Hauptdomäne, nirgends. Sie ist bei Uhland deutlich vorhanden, wenn auch nicht plump hervordringend, so doch latent durch die ganzen beiden Dramen hindurch, mitunter sehr vernehmlich und nicht immer ganz geschickt angebracht. Ebenso bei meines Vaters Dramen. Niemand wird behaupten, daß sie Tendenzstücke im vulgären Sinne seien, weder auf Wildenbruch'sche noch auf Hauptmann'sche Art. Aber sie sind ganz und gar aus politischer Betrachtung und Stimmung heraus geboren; neben dem Pathos des politischen Inhalts tritt noch die rein poetische Schönheit der Sprache und einzelner Partien hervor; die psychologische Entwicklung der Helden ist die schwächste Seite.

gerade wie bei Umland. Weiter aber darf der Vergleich, wenn er nicht hinken soll, nicht geführt werden.

Die große Hochfluth von 1848 und 1849 war längst verlaufen und verfanget. Die liberalen Ideen mit republikanischer Färbung waren in Süddeutschland herrschend geblieben. Mit dem Jahr 1862 wurde die Frage nach der Gestaltung Deutschlands wieder brennend. Die bis dahin einige demokratische Partei Württembergs spaltete sich in zwei Lager; bald waren alte Freunde zu heftigen Gegnern geworden. Aber wenn auch von den Freunden Preußens die Einheit, von seinen Gegnern die Freiheit in den Vordergrund geschoben wurde: liberal wollten beide sein. Konservativ war nur die von beiden bekämpfte württembergische Bürokratie, die mehr österreichisch als preußisch, vor allem aber württembergisch war. Sie war der alte Gegner beider, der noch immer lebte, aber seine Bekämpfung war nicht mehr neu und interessant. Ein Gegner vom aktuellsten Interesse war dagegen der Klerikalismus, dessen Bekämpfung schließlich noch das einzige Einheitsmoment des deutschen Liberalismus geblieben ist. Er herrschte in Oesterreich und war in Preußen sehr begünstigt. In Württemberg war um 1860 die kirchenpolitische Frage der Angelpunkt der politischen Interessen. Das Ministerium Rümelin hatte 1857 die Konvention mit der Kurie vereinbart, gegen die sich der Ansturm in der öffentlichen Meinung, in Presse und Kammer erhob; die Stände verwarfen am 12. Juni 1861 die Konvention, Goltzer wurde Kultminister und schon am 30. Januar 1862 wurde das Gesetz erlassen, das nun das



Verhältnis des Staats zur katholischen Kirche definitiv regelte. In jener Zeit und Bewegung wurzeln die ersten zwei Dramen meines Vaters. Er selbst mußte religiöse Empfindung in jeder Form zu schätzen und hat sie in freier, nicht bekenntnismäßiger Form so gut gehabt wie einer; er war aus einer Gegend, wo Protestanten und Katholiken friedlich neben einander wohnen, und hat nie etwas von konfessioneller Feindschaft gewußt und gewollt — Priesterherrschaft war es, was er haßte und was ihm im protestantischen Gewand ebenso widerwärtig schien wie im katholischen. Kirche und Staat: das ist das Thema seiner zwei ersten Dramen.

Im „Saul“ werden die Gegensätze selbst vorgeführt in ihren Repräsentanten Samuel und Saul. Daß Samuel unhistorisch zum Hohenpriester gemacht worden ist, hat der Dichter durch Schillers Vorgang im Don Carlos zu rechtfertigen gesucht. Es kann uns jedenfalls gleichgiltig sein, ob das ganze Verhältnis historisch richtig gezeichnet ist oder nicht; denn dem Leser der alttestamentlichen Erzählung drängt sich mit Notwendigkeit die Vorstellung des Gegensatzes der Theokratie und des von ihr sich lösenden Königtums auf; wenn dieser Gegensatz dort vom Standpunkte der Theokratie dargestellt ist, so konnte ein Moderner den Stiel umdrehen. Mein Vater hat das übrigens nicht einmal so ganz gethan. Er ist durchaus unparteiisch. Samuel ist nur der Vertreter des großartigen Grundgedankens der Theokratie, päpstliche Herrschaft und Fanatismus ist ihm fremd und nur den jüngern unter den Priesterzöglingen eigen — wie man den nämlichen Unterschied zwischen den älteren, in Weissenber-

gischen Ueberlieferungen erzogenen und den jüngern katholischen Geistlichen wahrnehmen konnte — ; ebenso steht neben dem aufwallenden, aber gerechtigkeitsliebenden Saul der rücksichtslos durchgreifende Priesterfeind Abner. Mitten inne steht David, der zwar Sauls Eidam, aber zuvor schon von Samuel zum König gesalbt ist. Er geht am Ende wie ein Fortinbras aus dem Zusammenbruch der Dinge hervor, um bessere Zeiten heraufzuführen. Die überlieferte Darstellung hat der Dichter hier nicht ganz beseitigen mögen; und so ist aus diesem David die schwächste Figur des ganzen Stücks geworden, ein Mann, der, wenn er bewußt so handeln würde wie er thut, nur ein vollendeter Schurke sein könnte. Wenn das Stück in seinem Gesamthema an den Don Carlos erinnern mag, so gemahnt es auch an Ernst von Schwaben, vor allem in dem Grundfehler, daß der Konflikt schon im ersten Akt so gut wie fertig dasteht und alles Folgende nur ein weiteres Hinabgleiten ist. Die Sprache des Stücks war ein schwieriges Problem; ich glaube aber, es ist gut gelöst; der alttestamentliche Ton war nicht ganz zu umgehen, hätte aber, durchs Ganze durchgeführt, gezwungen wirken müssen und ist daher auf ein paar lyrische Partien konzentriert worden.

Entschiedener ist die Parteinahme bei dem zweiten Stück, das eine bekannte Phase des Kampfs der beiden mittelalterlichen Imperien darstellt, den Untergang Friedrichs II. Dieser Kampf ist aber hier nur die Grundlage, das Treiben der Kirche nur die dunkle Folie des Ganzen, weil es an einem Punkt angelangt ist, wo es durchaus

unberechtigt und verwerflich wird; alles Licht fällt auf die Vertreter der Staatsidee. Denn es sind ihrer zwei, deren Verhältnis zu einander das eigentliche Thema des Stückes ist, Friedrich und sein Kanzler Pietro. Dieser, nicht Friedrich, ist in Wirklichkeit der Mittelpunkt des Stückes. In ihm, dem Gehilfen des Kaisers, erwacht allmählich der Widerstreit des Italieners gegen den Deutschen, der historischen Rechtszustände gegen den aufgeklärten Despotismus, die absolutistische Demokratie. Friedrich, der fränkische Mann mit der an die Materie gefetteten Feuerseele, rührt uns menschlich; das dramatische Interesse ist bei Pietro, der, zwischen die Gegensätze hineingestellt, wie Wallenstein mit ihnen spielen, zwischen ihnen vermitteln will — freilich nicht wie jener zum eigenen, sondern zum allgemeinen Besten — und den nun die Strafe für diese Ueberhebung, diesen Allmachtsdünkel des Genies ereilt. So hat das Stück mehr persönliches, menschliches Interesse als Saul, denn seine Personen sind mehr als bloß die Träger von Prinzipien; auch im Einzelnen sind die Farben reicher und prächtiger, manchmal fast zu üppig; auf mittelalterliches Kolorit ist mit gutem Recht verzichtet worden.

Das Kirchenpolitische tritt im „Florian Geyer“ ganz zurück; denn der Stoff ist dem großen sozialen Kampfe des sechzehnten Jahrhunderts entnommen. Der populäreren Sphäre halber ist das Stück in Prosa geschrieben. Mein Vater hat, wie mir ein Konvolut von Auszügen beweist, in der damals vorhandenen Litteratur über den Bauernkrieg ganz gründliche Studien gemacht; mag seine ideale Auffassung

Geyers, die in der Hauptsache auf Zimmermanns Darstellung beruht, richtig fein oder nicht, was verschlägt das dem Dichter? Um so weniger, als das Stück von jeder Tendenz ganz und gar frei ist. Mein Vater fühlte demokratisch im besten Sinn und kannte zwischen Hoch und Nieder keinen Unterschied; aber er war, wie wohl die meisten, die sich durch eigene Kraft emporgearbeitet haben, ein abgeflagter Feind jeder Demagogie und jedes Strebens, das Große um den einen Kopf kürzer zu machen, durch den es über das Kleine hinausragt. So ist das Stück alles andere mehr geworden, als ein modernes sozialistisches oder auch antisozialistisches Machwerk. Es ist dem Gehalte nach nicht mehr und nicht weniger als das Bild einer großen, berechtigten, aber zu ihrer eigenen Leitung unfähigen und von der Unbildung der einen, der Gemeinheit der andern in die Irre und ins Verderben geführten Bewegung. Die Figuren in diesem Bilde sind reich und bunt gemalt und geben die verschiedensten Typen öffentlicher Charaktere in mannigfacher Abstufung wider. Der Held selbst erweckt reines menschliches Interesse, das durch die Gestalt seiner heldenmütigen Begleiterin Marie Weigand noch mehr ins rührende gezogen wird. Daß Götz von Berlichingen und Egmont in vielen Dingen das Muster abgegeben haben, hat nicht anders sein können; aber das Stück wirkt doch nicht als bloße Nachahmung, sondern hat eigenes, natürliches Leben. Ohne straffe dramatische Verknotung läuft alles flott weiter, und ich habe die Empfindung, als ob Florian Geyer in seiner anspruchsloseren Art zwar nicht

das bedeutendste, aber das gelungenste unter den vier Stücken sei.

Mein Vater selbst hielt mehr von dem vierten, dem wieder in Jamben gedichteten „Maximilian von Mexiko“, den er nach fleißigen geographischen und historischen Studien am 14. Januar 1868 begann und schon am 5. April fertig hatte. Die Politik der Kurie ist hier wieder ein wesentliches Agens, aber wie in Friedrich II. bloß negativ, verwerflich geschildert; ihr handelnder Vertreter, der Vater Fischer, spielt im Haushalte des Stückes eine ähnliche Rolle wie dort Pietro, nur daß er nicht so vollkommen in den Vordergrund tritt und man nie ganz klar wird, wo der Schurke anfängt und der auf seine Weise das Rechte wollende Mensch aufhört. Ganz und gar dunkler Hintergrund ist die französische Politik Napoleons III. und seines Werkzeugs Bazaine. In den Hauptgegnern Maximilian und Suarez treten wieder wie im Saul zwei gleich berechnete Prinzipien und Interessen einander gegenüber; die Teilnahme des Lesers würde aber größer sein sowohl für den unglücklichen Phantasten auf dem Thron als für den Vorkämpfer der amerikanischen Unabhängigkeit, wenn nicht die Politik jenes durch schwere Fehler und noch mehr durch die sofort sich aufdrängende Empfindung einer in sich unmöglichen, niemals zu vollenden Aufgabe, die Sache des letzteren aber durch die Schurkerei anderer Mithandelnder getrübt würde; man bekommt so das Gefühl des von Aristoteles verpönten *μυρὸν*, des Gräßlichen, eine eigentlich tragische Empfindung kommt nicht auf. Ich glaube mich auch nicht zu täuschen,

wenn ich meine, der Erfolg dieses Stückes sei der geringste von allen gewesen; um so geringer, als eben damals große europäische Fragen das Interesse an dem Opfer von Quere-  
taro sehr schnell abgestumpft haben.

Dagegen haben die beiden ersten Stücke, besonders Friedrich II., es auch zur scenischen Darstellung gebracht, wenn auch nicht für lange Zeit. Saul wurde am Stutt-  
garter Hoftheater am 28. Februar und 26. Mai 1862 und am 7. Oktober 1863 aufgeführt; von andern Bühnen weiß ich nur, daß das Stück dem Wiener Burgtheater angeboten, aber von Laube zurückgewiesen worden ist, theils, weil der  
theatralische Zusammenhalt in den letzten Akten nicht straff und stark genug sei, theils weil der Kampf gegen die Geist-  
lichkeit in Wien unmöglich auf die Bühne gebracht werden könne. Friedrich II. wurde zuerst am Hoftheater in Weimar  
gegeben am 25. September und 2. Oktober 1862 und am 12. März 1863; sodann in Stuttgart, und zwar mit leb-  
haftem Beifall, am 21. September und 3. Oktober 1864, dann in neuer Einstudierung am 17. September 1867, am  
18. März 1868 und am 5. April 1869. Die Hauptrollen der beiden Stücke hatten in Stuttgart Löwe und Grunert; Friedrich II. konnte als eine der Glanzrollen Löwes gelten, dem solche edle, angekränkelte Träumer ganz besonders  
gelangen.

Mein Vater ist durch seine dramatischen Arbeiten in  
fieberhafte Thätigkeit und Aufregung versetzt worden. Ich

weiß, wie oft er gegen seine frühere und spätere Gewohnheit bis nach Mitternacht daran gearbeitet hat. Auch bei der Einstudierung für das Theater war er eifrig thätig; er setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, auf diesem neuen Boden Erfolge zu erringen. Der Rückschlag blieb nicht aus; nach der ersten Aufführung des Saul verfiel er in einen lebensgefährlichen Zustand der Depression, der aber ebenso rasch völlig vorübergieng, wie er erschreckend aufgetreten war. Auch sonst war er in jenen kritischen Jahren um die fünfundvierzig herum, die schon manchem übel mitgespielt haben, öfters krank, zumal da sie für ihn Jahre angestrengtester Arbeit und gespanntester Erregung waren. Ich erinnere mich einer schweren Lungenentzündung und zahlreicher Anfälle von heftigem Kopfweh. Sein Magen war längere Zeit sehr empfindlich, die leichtesten Speisen bekamen übel, während er später gerade in diesem Punkt von manchem Jüngeren beneidet werden konnte. Die gründliche Hebung dieser Beschwerden schrieb er dem Genuß des herrlichen neuen Fünfundsechzigers zu.

Meine Mutter hat jene Jahre der Aufregungen, der Erfolge, aber auch der Enttäuschungen, die zugleich an politischen Krisen so reich waren, noch erlebt und innerlichst mit erlebt. Die einfach erzogene, aber für alles Große empfängliche Frau nahm an der geistigen Arbeit des Mannes lebhaften Anteil, und ich kann mir, wenn ich mich in die atemlose Spannung zurücksetze, mit der wir bei den ersten Aufführungen der Dramen in einer versteckten Loge des Theaters saßen, die Empfindungen einer bis zum Ende

jugendlich gebliebenen Frauenseele vergegenwärtigen. Ihre Gesundheit war empfindlich geblieben, aber sie war sich hart und hat nie nachgegeben. Treusleißig hat sie die kleine Haushaltung in musterhafter Ordnung gehalten und ist jeden Morgen mit dem frühesten auf gewesen. Im Jahr 1866 traten Zeichen einer rascheren Zerstörung der Lungen auf; aber erst im Juni 1867 wurde sie an das Bett gefesselt und ist nach zehn Tagen voll Angst und vergeblicher Hoffnung am Abend des 15. Juni entschlafen. Am 18. wurde sie der Erde übergeben.

So stand mein Vater mit mir allein. Ich hatte 1865 das Landexamen gemacht, war aber im Stuttgarter Gymnasium geblieben. Jetzt mußte mein Vater es vorziehen, den Haushalt aufzulösen. Ich kam nach Blaubeuren und für ihn fieng nach fast zwanzig Jahren das alte Junggesellenleben wieder an. Die Besorgung der Wohnung war in den Händen der Frau des Hauseigentümers, die mit treuer Anhänglichkeit an meiner Mutter hieng. Auch an einem Kreis trefflicher Freunde fehlte es nicht, die ihm gemüthliche Anregung gaben, und mancher schönen Tage aus meinen Ferien weiß ich mich zu erinnern. Aber die Verödung des Hauses konnte der auf den lebendigen Austausch der Gefühle angewiesene Mann, dem es in der Einsamkeit nie so recht wohl war und der auch in äußerlichen Dingen des Lebens der Hilfe anderer etwas bedürftig war, auf die Länge doch nicht ertragen.

Schillers dankbarer Schatten half ihm aus. Es waren gegen Ende der sechziger Jahre die Bemühungen um ein



Denkmal in Schillers Vaterstadt Marbach lebhaft im Gange. Mein Vater stand selbstverständlich mitten drin und hatte öfters den Weg nach Marbach zu machen. Dort war es, wo er in Bertha Feucht, der jüngsten Tochter aus dem weitbekanntem Hause zur Post, seine zweite Frau und ich eine zweite, treulich besorgte Mutter finden sollte. Sie verlobten sich am 28. Oktober 1869 und am 15. Februar 1870, dem Tage vor dem fünfundzwanzigsten Geburtstag der Braut, fand die Hochzeit in dem Saale zu Marbach statt, der meinen Vater hernach noch mehrmals als Festgast und Festredner gesehen hat. So hatte der dem Alter entgegengehende Mann wieder eine Heimat und eine Seele, die er sein nennen durfte, eine Frau, die ihm ihre eigene Jugend ins Haus brachte und mit sorgender Liebe ihn umgab. Sie ist mit unermüdlicher Treue um ihn thätig gewesen, ihm nicht nur das Verlorene zu ersetzen, sondern neues Glück zu schaffen. Muntere Kinder, denen sie eine liebevolle, ängstlich besorgte Mutter war, wuchsen heraus und belebten das stille Haus. So zog die Freude und junges Leben wieder ein; auch die Prüfung, das Leid sollte nicht ausbleiben.

Die Donner des großen Krieges hallten in das erste Jahr des neuen Hausstandes herein und über der Wiege des ersten Sohnes Friedrich, der am 27. November 1870 geboren wurde. Am 10. April 1874 kam die einzige Tochter Bertha, am 28. April 1878 ein zweiter Sohn Georg dazu. Im Jahr 1873 hatte ich meine Studien beendet und habe von da an ein Jahr lang wieder im elterlichen

Haus gewohnt, später wenigstens den Mittagstisch dort geteilt. Ich habe Zeuge zweier schönen Feste, aber auch tiefer Trauer sein können. Am 9. Mai 1876 wurde das Schillerdenkmal bei Marbach enthüllt; mein Vater hielt die Weiherede und eine Kantate von ihm, durch Faist komponiert, eröffnete die Feier. Auch sein eigener sechzigster Geburtstag wurde Gegenstand einer großen festlichen Veranstaltung im Lieberfranz. Aber diesen Freudentagen folgte schweres Leid, namentlich für die Gattin, auf dem Fuße. Ihr Vater starb zu Ende des Jahrs, alt und nach sehr schmerzlicher Krankheit, und am 30. Januar 1877 erlag mein Bruder Friedrich, der blühend herangewachsen und schon in das erste Schuljahr eingetreten war, einem tödtlichen Scharlachfieber. Ich habe ein paar Monate später meinen eigenen Hausstand gegründet und bin so dem elterlichen Haus etwas ferner gerückt worden.

Im Jahr 1883 erteilte die Stadt Marbach meinem Vater, der sich mehr als viele andere um sie verdient gemacht hatte, das Ehrenbürgerrecht zu seinem Geburtstage; er wies in seiner Dankrede darauf hin, wie nur die Verehrung Schillers, von dem er sich wie von einem geistigen Vater abhängig fühle, das treibende Moment in ihm gewesen sei und wie er alles Verdienst auf dieses verehrte Haupt weitergeben müsse. Zwei Jahre später legte er nach über fünfzigjähriger Dienstzeit sein Lehramt nieder. Er war 1879 nicht ganz unbedenklich krank gewesen, aber vollkommen wieder genesen. Jetzt kamen entzündliche Vorgänge in der Kehle, die auch schon früher dann und wann da

gewesen waren, öfters hintereinander, und die Stimme wurde leicht müde und heiser. Vom Mai 1885 an mußte ein Amtsverweser für meinen Vater eintreten, und im Herbst sah er sich genötigt, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Sie erfolgte am 17. November 1885 mit den rühmendsten Auszeichnungen von Seiten des Königs, der Behörde, der Kollegen und der Stadt, in deren Dienst er vierzig Jahre thätig gewesen war. Man konnte fürchten, der lebhafteste Mann würde unter dem Mangel einer festen Thätigkeit leiden; aber es war nicht der Fall. Seine Blumen, seine Vögel, die eigene Dichtung und die Lektüre fremder Erzeugnisse füllten neben den gewohnten und noch lange mit alter Rüstigkeit fortgesetzten Feldgängen seinen Tag zur Genüge aus. Die frühere Gesundheit kehrte wieder, als die Anstrengung der Schule aufgehört hatte, und auch die Stimme, nicht mehr Stunden lang angestrengt, gewann bald wieder ihren ehernen Klang. So haben wir am 25. Oktober 1886 den siebenzigsten Geburtstag eines jugendfrischen Greises begangen, der mit frohem Mut sagte: wenn ihm die Lust an Wald und Feld erhalten bleibe, „wohlan, so mögen auch achtzig kommen“.

Bald sollte es freilich stiller und einsamer um ihn werden. Die Gattin verließ ihn zuerst, um nicht wiederzukehren. Ich sehe sie noch als hochgewachsenes, blühendes Mädchen und als junge Frau von imposanter Erscheinung vor mir; Niemand hätte geglaubt, daß sie dem fast dreißig Jahre älteren Mann im Tode vorangehen würde. Aber sie war schon in jungen Jahren von empfindlicher Konstitution;

freudige und schmerzliche Erregungen haben sie leicht angegriffen, und der Tod des ersten Kindes ist ihr lange nachgegangen. Gegen Ende der achtziger Jahre traten heftigere Beschwerden auf. Eine Operation im Winter von 1888 auf 1889 schien gelungen, im Mai konnte sie sich der Konfirmation der Tochter wenigstens von ihrem Lager aus erfreuen und im Sommer mit der Familie einen Kuraufenthalt in Urach nehmen. Aber das Uebel kehrte bald verschärft wieder, und schneller, als erwartet wurde, ist sie am 14. August 1890 verschieden und im Grab ihres Söhnchens am 16. beigesetzt worden.

Die Tochter war zum Glück dem Kindesalter schon entwachsen und hat den Vater in den folgenden Jahren mit Treue gepflegt.

Im Mai 1893 schien es freilich, als ob seine Tage gezählt wären. Eben um die Zeit, als er seine letzte Schillerrede halten sollte, befiel ihn eine Lungenentzündung, die ihn schwer zu Bett legte und langsam, aber doch vollständig geheilt wurde; ja er meinte nachher gesünder zu sein als zuvor. Die Verheiratung der Tochter am 4. März 1894 machte zwar dem Zusammenleben im Haus ein Ende; aber sie behielt ihren Wohnsitz in Stuttgart, und so konnte mein Vater sich nicht nur des Heranblühens eines munteren Enkelchens, sondern auch der fortbauernenden Fürsorge der Tochter, wo sie Noth that, erfreuen. So war es ihm denn im Haus nicht zu still, wenn er es auch nur mit dem jüngsten Sohn und einer treuen Dienerin theilte.

Auch an neuen Ehren fehlte es ihm in seinen letzten

Jahren nicht. Die Heimatgemeinde Groß-Süßen erfreute ihn zu seinem Geburtstag 1894 mit dem Ehrenbürgerrecht. Und wenn er so in der engsten Heimat die alte Anerkennung durch eine jüngere Generation bestätigt fand, so durfte er es erleben, daß sein Ruf auch im Norden Deutschlands sich mehr und mehr verbreitete. Schon früher war E. Brenning dort mit seinem Lob hervorgetreten; jetzt ließ sich auch Jacobowski über ihn vernehmen, und in Karl Busse fand er einen jungen Verehrer, den er um seiner eigenen Lyrik willen hochschätzte.

Ich muß sagen, ich vergegenwärtige mir meines Vaters Bild am liebsten so, wie er in seinen letzten Jahren war, als das Bild eines grünenden Alters. Seine körperliche Erscheinung war ungebrochen. Das Haupt mit der mächtigen Schädelswölbung, mit dem leuchtenden gelblich-grauen Auge saß aufrecht auf einem schlanken Körper, der den hohen Wuchs alter Zeit behalten hatte; nur auf der Straße, wo er seit der Krankheit von 1893 langsam zu gehen liebte, konnte er den Eindruck des Alters machen, der sofort wieder schwand, wenn er einem seiner vielen Bekannten begegnete und ihn in alter Lebhaftigkeit anredete. Das Auge, das zum Lesen und Schreiben schon lange eines Glases bedurfte, sah in der Ferne noch das Kleinste; das Ohr nahm noch die leisesten Geräusche wahr; die Stimme war klar und metallisch wie immer. Ebenso frisch und ungebrochen, nur ruhiger und heiterer, war sein Inneres geworden. Er war von ausgesprochen sanguinischer Gemüthsart, leicht erregbar und reizbar; heftige Ausbrüche eines lebhaften Temperaments,

die freilich nie in anhaltenden Groll übergiengen, waren nicht selten. Das Alter hat ihn ruhiger, gleichmütiger gemacht, ohne ihn abzustumpfen. Wie er mit unverminderter Kraft fort dichtete, so ist er auch als Mensch Lyriker geblieben. Er stand dem praktischen Leben nicht feindlich gegenüber, aber er lebte in seiner eigenen Sphäre. Was er aufnahm, erfaßte er mit den Kräften der Empfindung; der rechnende Verstand und der harte, unbeugsame Wille waren Eigenschaften, die er lieber aus der Ferne verehrte. Er hatte seine Anschauung von den Dingen und Menschen, und da sie durch das Medium der gefühlsmäßigen Empfindung, nicht der kalten, objektiven Beobachtung gegangen war, so war sie leicht einseitig, ohne Abwägung des Plus und Minus; daher war er für fremde Anschauungen nicht ganz leicht zugänglich; aber er ließ sich überzeugen, wenn auch zunächst mit ärgerlichem Widerstreben, und hielt es für keine Verkleinerung seiner selbst, auf andere Meinungen zu kommen. Er zeigte sich gerne am guten Tag bequem gesellig und ließ den schlechten nicht zu nahe an sich heran. Er hatte Interesse für alles und warme Empfindung für das Wohl anderer; nur mußte man ihm zur geschickten Stunde kommen, denn mit ganzer Seele in seinen Kreisen lebend, wünschte er nicht sie gestört zu sehen. Er war ein Mensch, der nicht vollkommen sein wollte, aber ein Mann voll Leben und Kraft; er war eine Natur und wünschte auch um sich Natur zu haben, bei aller Emphase, zu der er in ernsthaften Dingen neigte, war ihm doch das Stelzengehen ebenso wie alles Kriechend-Niedrige zuwider. Das

Alter hatte alle diese Eigenschaften an ihm verklärt und ihnen ein behagliches Ausruhen hinzugefügt. Das war das Bild, das wir im letzten Jahrzehnt seines Lebens von ihm bekamen. Wie manche gute Stunde habe ich da mit ihm noch zusammen verbringen dürfen, wenn die Ferien mich nach Stuttgart oder — leider viel seltener, denn es zog ihn seit dem Tode der Frau jedes Jahr nach Urach — ihn nach Tübingen brachten! Und die schönsten waren die stillen Nachtstunden, wenn wir zu Haus noch um die Lampe herum saßen und von diesem und jenem, er immer am liebsten von den Großen im Geist, redeten, wenn wir da auch öfters an einander gerieten und uns schließlich mit Lachen und mit dem Bewußtsein gute Nacht boten, daß die Verschiedenheit der Meinungen neben herzlicher Liebe und gegenseitigem Verständniß wohl Raum habe. „Vorbei ist nun das Alles und kehrt nimmer so.“

Der Herbst 1896 und der achtzigste Geburtstag kam heran. Die unerschöpfliche Frische der letzten Gedichtsammlung, die im Frühjahr erschienen war, lag auch auf dieser Feier, die den Greis mit Blumen und Weinen, mit Freundschaftsgrüßen und Ehrenbezeugungen von allen Seiten überschüttete. Es wollte uns bange werden, ob ihm die Menge der Aufregungen nicht schaden könnte. Aber er hat tapfer ausgehalten. Der Winter war gut, und seine Milde gestattete fleißigen Gebrauch der frischen Luft. Im Frühjahr ward mein Vater noch überrascht durch die Mitgliedschaft des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg, der einzigen jener Dichtergesellschaften alter Zeit, die noch am Leben

ist. Am Ende des Aprils erkältete er sich; eine ganz leichte Entzündung der Lunge stellte sich ein. Sie schien bereits wieder gehoben zu sein, als ihn am Nachmittag des vierten Maies in Gegenwart der Tochter, die seine Hand in der ibrigen hielt, der Tod leis und unmerklich überschattete, von Niemand erwartet, von ihm selbst nicht gefühlt; er kam ihm „wie ein leichter Traumbergesang, vom Abendrot gesungen.“

Am Abend des sechsten Maies wurde mein Vater von einer unzählbaren Menge zu Grabe geleitet. Die Liebe und Verehrung vieler that sich noch einmal in rührenden Worten kund. Er wurde zu Weib und Kind ins Grab gesenkt. Die Vögel sangen ihm in die Gruft nach, Sonne und leichter Sprühregen eines wechselvollen Frühlingstages ergossen sich darauf. Wer dort oben an dem Grabhügel steht, der sieht weit im Bogen das schöne Stuttgarter Thal und die Neckarberge vor sich und mag sich gerne dessen erinnern, der für diese Schönheit manches Dichterwort gefunden hat.

So ist ein reiches Leben schön zu Ende gegangen. Wir hatten uns gedacht, es gehe noch ein paar Jahre, möglichst viele sogar, so weiter. Aber es ist wahr, was uns zum Trost gesagt wurde: wenn es einmal sein muß, lieber zu früh als zu spät.

„Wenn die Greise sinken, zum Grab gereift,

„Das ist ein sanftes Klagen,“

so hat er selbst gesagt, und wir dürfen es uns auch sagen, die wir ihn immer vermiffen werden und doch mit der



Summe seines Lebens auch sein Ende glücklich preisen  
müssen: tu vero felix non vitae tantum claritate, sed  
etiam opportunitate mortis.

---

---

**Chronologisches Verzeichniß**

von

**J. G. Fishers****Schriften.**

---

1838. Gedichte. — Siehe oben Seite 11.  
1841. Dichtungen. — Seite 12.  
1854. Gedichte. — Seite 27.  
1858. Gedichte. 2. Aufl. — Seite 31.  
1862. Saul. Ein Drama. — Seite 50. 54.  
1863. Friedrich II. von Hohenstaufen. Historische Tragödie. —  
Seite 50. 55.  
1863. Aus dem Leben der Vögel. — Seite 9.  
1865. Neue Gedichte. — Seite 32.  
1866. Florian Geyer. Trauerspiel. — Seite 50. 56.  
1868. Kaiser Maximilian von Mexiko. — Seite 50. 58.  
1869. Den deutschen Frauen. Gedichte. — Seite 33.  
1872. Aus frischer Luft. Gedichte. — Seite 34.  
1876. Neue Lieder. Gedichte. — Seite 37.  
1877. Merlin. Ein Lieder-Cyklus. — Seite 37.

1881. Der glückliche Knecht. Ein Idyll. — Seite 36.  
1883. Gedichte. 3. Aufl. — Seite 31.  
1891. Auf dem Heimweg. Neue Gedichte. — Seite 39.  
1896. Mit achtzig Jahren. Lieder und Epigramme. —  
Seite 39.
-





